

WIE WIRKT 1914 NACH?



Eine Zäsur, die bis in die Gegenwart Spuren hinterlässt

Trügerische Idylle oder: Der Moment davor – das Foto aus dem historischen Archiv der Stadt Sarajevo ist, so die offizielle Aufschrift, die „letzte Aufnahme des Thronfolgerpaars einige Sekunden vor dem Attentate“ am 28. Juni 1914.

1914 wurde der Thronfolger von Österreich-Ungarn, Franz Ferdinand, in Sarajevo ermordet. Das Attentat war der Auslöser für den Ersten Weltkrieg. Die weltweite politische Zäsur wirkte bis zum Fall des Eisernen Vorhangs nach. Der Nationalismus überdauerte den Zweiten Weltkrieg und zeigt sich auch in der heutigen EU. 2014 wird ein Gedenkjahr mit einer Flut von Beiträgen in allen Medien. Zur Einstimmung darauf haben wir uns für diese Schwerpunktausgabe, die Lisa Nimmervoll koordiniert und betreut hat, schon jetzt auf Spurensuche gemacht. Der Großteil der historischen Aufnahmen stammt vom Fotohistoriker Anton Holzer (siehe Seite 38), einige Bilder wurden von der Nationalbibliothek zur Verfügung gestellt. Um die optische Gestaltung kümmerten sich diesmal Armin Karner, Simon Klausner und Rudi Reiterer. In acht Fremdsprachen übersetzte Texte dieser Ausgabe und weitere Fotos finden Sie unter derStandard.at/1914.

Alexandra Förderl-Schmid,
Chefredakteurin



Foto: Historisches Archiv der Stadt Sarajevo

HEUTE

Grüne gegen Fekter

Wegen fehlender Informationen zum Budgetloch planen die Grünen eine Ministeranklage gegen die Finanzministerin. **Seiten 15, 48**

Folterprozess in Klagenfurt

Ein Asylwerber aus Georgien klagt das Klinikum Klagenfurt, weil er durch Zwangsbehandlung Verletzungen erlitt. **Seite 19**

Coen-Brüder im Interview

Das Regie-Duo Joel und Ethan Coen über sein neues Werk *Inside Llewyn Davis* und den Kater, der die Episoden zusammenhält. **F.: Reuters Seite 37**



Zitat des Tages

„Nach dem Weinskandal ist der Wein auch wieder besser geworden.“

Erwin Fuchs, Präsident des Kapfenberger SV, zum Fußball-Wettskandal **Seite 23**

STANDARDS

Sport 23, 24
Wissenschaft 36
Veranstaltungen, Kino . . . 42, 43
Kommunikation, Blattsalat . . . 41
TV, Switchlist 44, 45
Kunstmarkt, Reise, Rätsel A 5 – A 8
Sudoku K 10
Wetter 42

Westen: 0 bis +4°
Süden: -2 bis +1°
Osten: +1 bis +6°

Nachrichten in Echtzeit auf derStandard.at



9 025200 021069

ÖVP-Chef macht acht Jahre Gymnasium zur Bedingung

Spindelegger im Interview: Budgetpfad muss in den Koalitions пакт

Wien – Keine „Gesamtschule light“, keine Kompromisse: Der Erhalt des achtjährigen Gymnasiums ist für ÖVP-Chef und Vizekanzler Michael Spindelegger ein zentraler Punkt in den Koalitionsverhandlungen, wie er im Interview mit dem STANDARD klarstellt. Das Gymnasium ist ebenso Bedingung, um zu einem Abschluss mit der SPÖ zu kommen, wie ein detaillierter Budgetpfad, mit dem ein strukturelles Nulldefizit erreicht werden kann.

„Wir brauchen das Gymnasium“, sagt Spindelegger, „das ist eine begehrte und erfolgreiche Schulform. Wieso sollte ich das aufgeben? Niemals. Das Gymnasium muss bleiben.“

Mit der SPÖ will Spindelegger jetzt verhandeln, wie ein detaillierter Sparplan festgelegt werden kann, der konkrete Maßnahmen und Reformen vorsieht. „Das ist

für mich Grundvoraussetzung dafür, dass wir zu einer Regierungsarbeit kommen“, sagt der ÖVP-Chef. (red) **Seite 13, Kolumne Seite 46**
Kommentar Seite 48

Wien profitiert sehr stark von Unis

Hochschulen bringen 2,3 Milliarden Euro Wertschöpfung

Wien – Für die Stadt Wien zahlen sich die Hochschulen buchstäblich aus: 2,3 Milliarden Euro beträgt die direkte Wertschöpfung, die Unis und Fachhochschulen in Wien der Stadt bringen. Das zeigt eine vom Wiener Uni-Beauftrag-

ten Alexander Van der Bellen (Grüne) initiierte Studie des Instituts für Stadt- und Regionalforschung der Akademie der Wissenschaften. Der größte Teil (1,76 Milliarden Euro) sind studentische Konsumausgaben. (red) **S. 17**

Go ahead, Frank

Da ist *Kill Bill I* und *II* eine Kinderjause dagegen: Die abgeschlagenen Köpfe fliegen nur so durch die Luft. Die unerbittliche Säuberung im Team Stronach geht weiter. Nachdem quer durch die Länder Funktionäre abgesetzt wurden, veranstaltet Frank nun auch in Niederösterreich ein Kettensägenmassaker: „Die niederösterreichische Landesrätin Elisabeth Kaufmann-Bruckberger und Ernest Gabmann jun., Klubobmann im NÖ-Landtag, sind ausgeschlossen worden. Eine Zurücklegung der politischen Mandate und Funktionen wird erwartet.“

Der Grund: „fortwährendes parteischädigendes Verhalten ... sowie im Falle von Elisabeth Kaufmann-Bruckberger der Abschluss fragwürdiger Geschäfte

zulasten der Landespartei“. Bleibt nur noch ein Frage: Wird das Michael Jeannée in seiner unverbrüchlichen Treue und Bewunderung für Frank Stronach wankend machen?

Der *Krone*-Kolumnist ist ja praktisch der letzte Journalist, der an das politische Genie von Stronach glaubt. Kolumne für Kolumne preist er den „souverän & gelassen parlierenden & agierenden“ Frank. Gut, hunderttausende TV-Zuseher (und Wähler) sahen das anders, aber die waren nicht auf derselben Bewusstseinsstufe wie Jeannée. Wie schrieb der kürzlich? „Lieber Frank, weiter so, nur nicht nachlassen, go ahead, Mr. Stronach ...“

Yeah, go ahead, das hält unser politisches System auch noch aus.

RAU

Streit um Arbeitsbedingungen in Shoppingcentern

Wien – Einkaufszentren rüsten sich fürs Weihnachtsgeschäft. Eine Umfrage der Gewerkschaft zeigt Missstände bei den Arbeitsbedingungen. Mitarbeiterbelange seien ein Spielball zwischen Centerbetreibern und Händlern, sagt GPA-djp-Chef Wolfgang Katzian. Angestellte klagen über lange Öffnungszeiten und fehlende Rückzugsräume. Arbeitgeber wehren sich gegen Pauschalierung und sehen schwarze Schafe im Onlinehandel. (red) **S. 25, Kopf des Tages S. 48**
Immobilien Seite I 10

Keine Angst vor Brubu.

Und auch keine Angst vor Karif, Cers, Elvegust, Kaskasi, Aurassos, Challiho, Burster, Leste, Solano, Wambra, Jauk, Crivetz, Yamase, Lodos, Sarma, Bise, Quarnero, Libeccio, Kusi, Gharra, Joran, Chamsin, Barat, Schamal, Sureot, Ora, Bochorno, Chichili, Sirkos, Belat, Tivano, Emvatis, Habub, Meltemi, Kachchan, Pelér, Coromell, Brickfielder, Karajol, Gibli, Baguio, Chortiatias, Aspr, Bayamo, Austru, Sharki, Quarajel, Purga, Sharav, Andro, Oštro, Suracon, Pampero, Embat, Collada, Poniente, Košava, Marin, Xaloque, Brüscha, Autan, Sno, Bohorok, Yalka, Dramundan, Cisampo, Norte, Samum, Kapdoktor, Chinook, Leveche, Zonda, Criador, Oroshi, Barber, Abroholos, Harmattan, Gallego, Bora, Lampaditsa, Bhoot, Aziab, Rageas, Cierzo, Chanduy, Ayalas, Forano, Tehuantepecer oder einem anderen der unzähligen globalen und regionalen Winde – mit dem Seitenwind-Assistenten in der neuen S-Klasse.



Der lange Schatten des Ersten Weltkriegs

Ein Vater nicht nur missratener Kinder

Für den „Großen Krieg“ 1914–1918 gilt mehr als für die meisten anderen Kriege, dass er der „Vater aller Dinge“ sei, meinen namhafte Historiker. Eines seiner späten Kinder gibt Europa Frieden und Sicherheit.

Josef Kirchengast

Das versteh ich nicht! Na, ich versteh's wirklich nicht! So eine schöne Armee ham ma g'habt. Husaren, Dragoner, die Prachtrösser! Helm! Federbusch! Pallasch! Und erst die Fahnen mit den schönen Stickereien. Die Kaiserjäger, die Hoch- und Deutschmeister! Und die Regimentsmusik! Was für eine Gloria! Da kann man sagen, was man will, das war die schönste Armee der Welt! Und was haben s' g'macht mit dera Armee? In Krieg haben sie's g'schickt!

Schon bald nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem Zusammenbruch der Monarchie kursierte dieser Graf-Bobby-Witz in Wien. Er bringt mit grimmigem Sarkasmus die Erkenntnis vieler helllichtiger Zeitgenossen lange vor 1914 auf den Punkt: dass nämlich ein großer Krieg, in den die Armee des multiethnischen Habsburgerreiches hineingezogen wird, zugleich das Ende des Vielvölkerstaates bedeutet.

Darüber hinaus jedoch macht der Witz in seiner Absurdität das Aberwitzige einer Politik deutlich, die Kriegführen als legitimes Mittel, ja als Politikersatz ansieht und dabei auch die ultimative Katastrophe in Kauf nimmt. Die Katastrophe, die im Sommer 1914 mit dem Attentat von Sarajevo begann, fand erst mit dem Fall der Berliner Mauer im November 1989 ihr Ende. Ein 75-jähriger Krieg, auf bis dahin unvorstellbare Art grausam und opferreich und zwischenzeitlich auch unblutig, prägte das kurze 20. Jahrhundert. Manche Historiker nennen ihn einen europäischen Bürgerkrieg, manchen, wie Dan Diner, scheint die Metapher vom Weltbürgerkrieg noch angemessener.

Wohl keiner der politischen und militärischen Akteure von 1914 ahnte auch nur im Entfernt-



Foto: Archiv Anton Holzer

Es ist Krieg: Drei Tage nach der Kriegserklärung von Österreich-Ungarn an Serbien am 28. Juni 1914 folgte am 1. August Deutschland, das Russland den Krieg erklärte. Einen Tag später wurde in Berlin bei einem Gottesdienst am Bismarckdenkmal öffentlich gebetet – im Bild ein Dokument aus dem Archiv des Fotohistorikers Anton Holzer.

testen, welche Entwicklung mit seinem Zutun ausgelöst würde. Erst der Rückblick macht klar, wie – scheinbar unvermeidlich – eines aus dem anderen folgte, bis 1945 halb Europa in Trümmern lag und danach noch ein halbes Jahrhundert im Kalten Krieg erstarrte.

Massentechnik der Gewalt

Es war eine ununterbrochene Orgie der Ismen: Imperialismus – Nationalismus – Revanchismus – Faschismus – Nationalsozialismus – Bolschewismus – Stalinismus. Das alles oft durchwoben mit der quasi historischen Konstante des Antisemitismus, dessen praktische Umsetzung mit dem Holocaust seinen unfassbaren Höhepunkt erreichte. Die industrielle Ermordung von Millionen Menschen hat – ungeachtet der Monstrosität dieses Verbrechens – wohl auch mit den Erfahrungen des Ersten Weltkriegs zu tun, mit einer neuen Massentechnik der Gewalt,

vom Maschinengewehr über den Panzer bis zum Giftgas. Der Gefreite Adolf Hitler erlebte einiges davon.

Für den Ersten Weltkrieg, der für Franzosen und Briten immer noch der „Große Krieg“ ist, gelte mehr als für viele andere Kriege, dass er, nach dem Wort Heraklits, „der Vater aller Dinge“ sei, schreibt der deutsche Historiker Heinrich August Winkler im zweiten Band seines Monumentalwerks *Geschichte des Westens*. Winkler zitiert dazu einen Satz des deutschen Wirtschaftswissenschaftlers Moritz Julius Bonn von 1925:

„Der Große Krieg hat der Theorie der Gewalt zu einem überwältigenden Triumph verholfen.“

War das alles wirklich unvermeidbar? Oder war die Ermordung des österreichischen Thronfolgers am 28. Juni 1914 in Sarajevo durch einen serbischen Attentäter sozusagen ein Betriebsunfall der Geschichte, die ansonsten ganz anders verlaufen wäre? Nach weitgehender Übereinstimmung unter den Historikern wäre es früher oder später auf jeden Fall zum Krieg zwischen der Habsburgermonarchie und Serbien gekommen. Den Rest kennen wir: eine Bündnisautomatik zwischen den Großmächten, die schon Vabanque-Charakter hatte, eine Haltung des „Alles oder nichts“, die unbegrenzte Opfer an Menschenleben in Kauf nahm.

Winkler listet in seinem erwähnten Werk auf: 65 Millionen mobilisierte Soldaten, 8,5 Millionen Gefallene, über 21 Millionen Verwundete, 7,8 Millionen Kriegsgefangene und Vermisste, über fünf Millionen zivile Kriegstote in Europa ohne Russland. Und das war, mit Blick auf 1939–1945, nur der Anfang.

Es ist eine der großen Ironien der Geschichte, dass diese unerbittliche Automatik durch den deutsch-sowjetrussischen Separatfrieden von Brest-Litowsk im März 1918 nach der Machtübernahme der Bolschewiken im Ok-

tober/November 1917 (je nach Kalender) unterbrochen wurde. Kurzfristig ging das Kalkül der Deutschen, die Lenin im plombierten Sonderzug nach Russland gebracht hatten, auf.

Damit war aber auch die Sowjetunion als späterer ideologischer Hauptgegner Hitlers und Ziel seines Unterwerfungs- und Vernichtungskrieges gegen den „jüdischen Bolschewismus“ ab 1941 geboren. Der Sieg über Hitlerdeutschland brachte Stalin an den Gipfel seiner Macht (und lässt ihn als Mythos bis heute weiterleben), machte die Sowjetunion nunmehr zum großen ideologischen und imperialen Gegner des Westens und besiegelte die Teilung Europas für mehr als vier Jahrzehnte.

Die Großmächte von 1914 waren auf Krieg programmiert, weil sie sich davon mehr versprochen als vom Frieden. Was vorherrschte, war eine Stimmung des „Jetzt oder nie“: Man müsse die Gunst der Stunde nutzen, um Probleme zu lösen, die sonst nur noch größer würden. Das galt für das Verhältnis zwischen der etablierten Weltmacht England und deren Herausforderer Deutschland; es galt für Frankreichs Hoffnung, die durch Deutschland erlittene Schmach von 1871 zu tilgen; es galt für die deutschen und russischen Ambitionen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa; und es galt für die österreichisch-serbische Rivalität auf dem Balkan.

Sprudelnde Konfliktquelle

Doch keines der Probleme, die sich bis 1914 aufgestaut hatten, wurde durch den Krieg gelöst. Mehr noch: Eine Hauptquelle der Konflikte begann erst richtig zu sprudeln. Der auch in Wien forschende US-Historiker Timothy Snyder meint sinngemäß, man habe versucht, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben: Kriegsauslöser sei die vom Balkan ausgehende Vorstellung von Nationalstaaten gewesen; die habe zur Auflösung der multinationalen

Donaumonarchie geführt, und nach 1918 hätten die Alliierten diese „Lösung“ auf den Großteil des übrigen Europa angewandt (siehe auch *Interview auf Seite 16*).

Aber das Selbstbestimmungsrecht der Völker, das US-Präsident Woodrow Wilson nach Kriegsende verkündete, erwies sich, wiewohl gut gemeint, als untaugliches Instrument bei der Lösung von Nationalitätenkonflikten. Das zeigten schon die Friedensverträge mit Österreich und Ungarn. Im Fall Ungarns, das zwei Drittel seines Territoriums und drei Millionen Magyaren verlor, wirkt das bis heute nach und erklärt zumindest teilweise die nationalistische Renaissance unter Viktor Orbán.

Wider die Ismen

Imperialismus, Nationalismus, Revanchismus: Weder der 1920 gegründete Völkerbund noch seine 1945 etablierte Nachfolgerin Uno erwiesen sich als geeignete Institutionen, damit fertigzuwerden. 1952 erfolgte ein neuer Ansatz: Mit der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl begannen Frankreich und Deutschland, die historische Rivalität durch ein Kooperationsmodell aufzulösen. 60 Jahre später erhielt ihre Spätnachfolgerin, genannt Europäische Union, den Friedensnobelpreis. Und nicht wenige reagierten verwundert.

Unmittelbar geht die Gründung der EU auf die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs zurück. In Wahrheit aber ist sie die in Werte, Regeln und Institutionen gegossene Lehre aus den Ursachen des „Großen Krieges“ 1914–1918 und dessen, was folgte. Das bedeutet Konfliktlösung durch Interessenausgleich und Solidarität statt durch Gewalt. Dies kann nicht ohne zumindest teilweisen Verzicht auf nationale Souveränität gelingen.

In der Eurokrise hat die EU ihre bisher härteste Belastungsprobe, zumindest vorerst, bestanden. Aber nationalistische Aufwallungen in vielen Mitgliedsländern zeigen, dass die Geister von 1914 noch immer nicht gebannt sind.

➔ Übersetzungen des Essays in acht Sprachen auf derStandard.at/1914



„Den Helden“ gewidmet: Der Opfer des Ersten Weltkriegs wird in vielen Städten und Orten – nicht nur in Österreich – mit Kriegerdenkmälern gedacht – hier ein Beispiel aus Floridsdorf, dem 21. Wiener Bezirk.

Foto: R. Semotan

Geo- und europapolitische Folgen des Ersten Weltkriegs

„Nationalstaatliches Denken ist am zähesten“

Historiker **Werner Benecke** über die Sowjetunion als spätere Weltmacht, neue Probleme durch nationalstaatliches Denken und Kriegsfolgen in Mittel- und Osteuropa. Mit ihm sprach **Josef Kirchengast**.

STANDARD: *Russland will sich unter Wladimir Putin offensichtlich wieder als Weltmacht etablieren. Ist das nicht eine weitere Spätfolge des Ersten Weltkriegs, der doch das Entstehen der Sowjetunion entscheidend begünstigt hat, deren Zusammenbruch dann von Putin als größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts bezeichnet wurde?*

Benecke: Es wäre eine sehr, sehr weitgehende Interpretation, das als Spätfolge des Ersten Weltkriegs zu sehen, wenngleich die Logik gemäß dem Ablauf der Ereignisse ja völlig richtig ist. Russland kommt ja sehr geschwächt aus dem Ersten Weltkrieg heraus, erfährt zwei Revolutionen, dann wird die Sowjetunion aufgebaut. Für Putin ist eher die Sowjetunion der Bezugspunkt als das Russische Reich, das übrigens keine Weltmacht war. Ich würde es als eine sehr wichtige Großmacht mit überaus begrenzten globalen Möglichkeiten beschreiben.

STANDARD: *Gemäß seiner Doktrin des „nahen Auslands“ versucht Russland, eine Annäherung ehemaliger Sowjetrepubliken, vor allem der Ukraine, an die EU zu verhindern. War es dieselbe oder eine ähnliche Denkweise, die das Zarenreich 1914 zum Kriegseintritt bewog?*

Benecke: Ähnlich wäre das Denken in der Kategorie der Einflussphären, in der Kategorie des Vorfeldes. Das ist ganz wichtig für Russlands Position vor 1914, wo es ja gar nicht um unmittelbare russische territoriale Interessen ging, sondern darum, wie Russland sich diese Interessen international aufbaut und sie verteidigt. Andererseits ist bei Kriegsbeginn 1914 die internationale Bündniskonstellation extrem wichtig. Als sie einmal ins Laufen gekommen war, funktionierte sie ganz unabhängig von den eigentlichen Interessen der beteiligten Staaten. Dieses Uhrwerk finde ich im gegenwärtigen russisch-ukrainischen Verhältnis gar nicht wieder.

STANDARD: *Die russischen Misserfolge auf dem Schlachtfeld beschleunigten den Zusammenbruch der Monarchie. Nach der*

– bürgerlichen – Februarrevolution 1917 wurde Russland für kurze Zeit eine zumindest halbparlamentarische Republik. Hätte diese eine Überlebenschance gehabt, wenn sie – wie es dann Lenins Bolschewiken nach der Machtergreifung im Oktober/November taten – den Krieg rasch beendet hätte?

Benecke: Die tonangebenden Personen sahen sich selbst als festeste Verbündete der Westmächte. Ihr Ziel war es seit langem, Russland tatsächlich in Form einer westlich angenäherten Demokratie, mit parlamentarischer Verantwortlichkeit der Regierung, Sicherung der Grundrechte und so weiter, zu etablieren. Es passt überhaupt nicht in das Weltbild und Selbstverständnis dieses Personenkreises, ausgerechnet in dem Moment, wo man den westlichen Verbündeten in der eigenen Staatsstruktur näher ist als je zuvor, einen Separatfrieden zu schließen und die westlichen Vorbilder den Krieg allein weiterführen zu lassen.

STANDARD: *Also im Rückblick doch ein unvermeidbarer Gang der Dinge?*

Benecke: Was diesen Punkt betrifft, ja.

STANDARD: *Mit dem Kriegsausbruch 1914 wurde die „polnische Frage“ erneut virulent.*



Werner Benecke: „Als das internationale Bündnis einmal ins Laufen kam, funktionierte es ganz unabhängig von den eigentlichen Interessen der beteiligten Staaten.“

Foto: privat

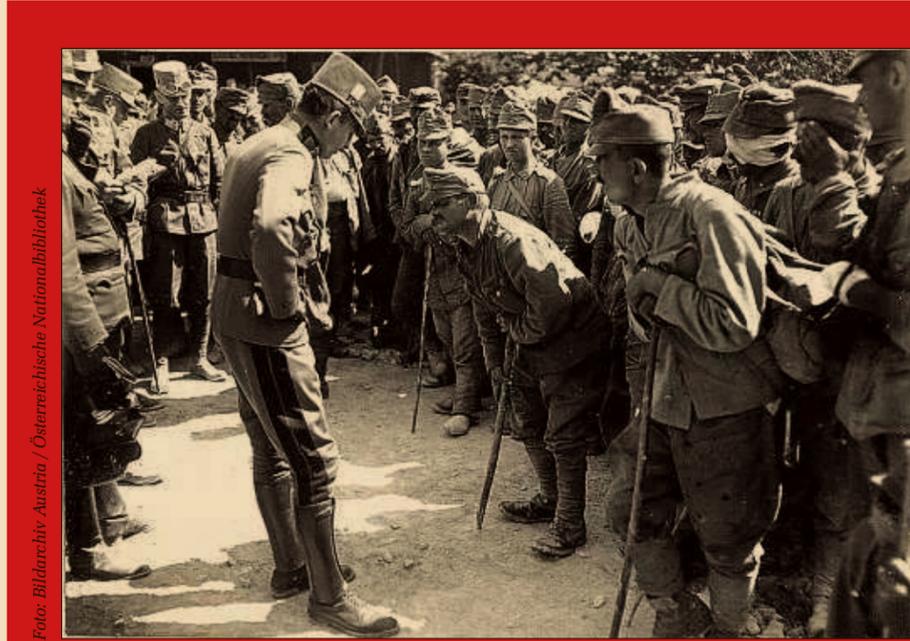


Foto: Bildarchiv Austria / Österreichische Nationalbibliothek

Preußen, Österreich und das Zarenreich hatten sich Polen-Litauen seit 1772 in mehreren Etappen aufgeteilt. Der Wiener Kongress 1815 unterstellte dann Polen als institutionelles Königreich dem Zaren.

Benecke: Bis zum Ersten Weltkrieg waren sich die Teilungsmächte im Großen und Ganzen immer einig, auch darin, dass es brandgefährlich wäre, die Frage einseitig zu mobilisieren und zu lösen. Jetzt passiert das zum ersten Mal. Langfristig steckt die – deutsche – Idee dahinter, dieses Polen zu einem Faktor zu machen, mit dem man Russland auseinandernehmen kann, also das Zarenreich mit seinen großen nationalen Schwierigkeiten zu konfrontieren und diese im deutschen Sinn zu mobilisieren.

STANDARD: *Auch in anderen Nationen, etwa bei den Tschechen, erkannten Aktivisten die Chancen, die der Krieg ihren nationalen Aspirationen bot. Ein reger Lobbyismus setzte ein, in Petrograd, Paris und Washington, aber auch aufseiten der Mittelmächte. Wie wirkte dies nach Kriegsende weiter?*

Benecke: Sehr stark. Nach dem offiziellen Kriegsende im November 1918 begann eine Phase bis 1921, in der ganz Ostmitteleuropa eigentlich den Krieg weiterführte in Kämpfen, mit denen sich die neu entstandenen Staaten

gegenseitig abgrenzten. Da gab es eine Parallelität der Ereignisse: einmal die Situation in der Konfliktzone selbst, also der weitergeführte Krieg, bisweilen bürgerkriegsartig, in Ostmitteleuropa, und die Gespräche mit den Entscheidern der Siegermächte. Und da sind die Lobbyisten ausgesprochen wichtig. Sie werden großteils als Experten akzeptiert, mit denen man aus der komplizierten Gemengelage in Ostmitteleuropa halbwegs eindeutige Staatsnationen machen kann.

STANDARD: *Zwischen Tschechen und Polen gab es Kämpfe um die schlesische Stadt Teschen, polnisch Cieszyn, tschechisch Český Těšín, die dann geteilt wurde. Liegt darin eine Ursache bis heute nachwirkender Ressentiments zwischen Tschechen und Polen?*

Benecke: Wichtig scheint mir dabei vor allem, wie man das Teschen-Problem dann „gelöst“ hat: indem die Polen in gewisser Weise den Nutzen aus dem Münchner Abkommen 1938 (Abtretung der tschechischen Sudetengebiete an Deutschland auf Druck Hitlers, Anm.) ziehen. Also die militärische Annexion des Teschener Gebietes, die nie den Geruch einer mit Hitler paktierenden Politik losgeworden ist. Das lastet noch stärker auf dem polnisch-tschechischen Verhältnis als die Teilung der Stadt.

STANDARD: *Stimmen Sie der These zu, dass 1914 ein europäischer Bürgerkrieg begann, der bis zum Fall der Berliner Mauer 1989 dauerte?*

Benecke: Wenn es eine gemeinsame Linie gibt, die schon vor 1914 beginnt und sicher über 1989 hinausreicht, dann ist es das Denken in nationalstaatlichen Kategorien.

Das scheint mir das zäheste und interessanteste Phänomen der Kontinuität zu sein.

STANDARD: *Halten Sie unter diesem Aspekt neue gewaltsame Konflikte für möglich?*

Benecke: Ich würde sagen, nein. Ich sehe die EU als das noch immer sehr glaubhafte Versprechen materiellen Wohlergehens für jene, die dabei sind. Dies wirkt auch in Osteuropa potenziellen großen Konflikten stark entgegen. Dazu kommt, dass Europa im Grund nicht mehr im militärischen Sinne konfliktfähig ist. Das Zusammenspiel zwi-

Nach dem Tod von Kaiser Franz Joseph am 21. November 1916 rückte Kaiser Karl I. auf den Thron – und „stürmt geradezu ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit“, schreibt Fotohistoriker Anton Holzer. Seine Truppenbesuche waren medial bis ins Detail durchkomponiert, jeder Schritt wurde von Kameras dokumentiert. Die Bilder sollten einen „fürsorglichen und zugleich allmächtigen Feldherrn“ zeigen – wie hier Karls Begegnung mit Verwundeten der Isonzoschlacht im Mai 1917.

schen Wohlstandsversprechen und faktischer Einordnung der EU-Länder in die Nato und in Strukturen, in denen sie gar keine Kriege mehr führen können, ist ein guter Garant dafür, dass diese Art von Konflikten nicht mehr stattfinden kann.

Langversion auf derStandard.at/1914

WERNER BENECKE (49) ist Professor für Geschichte und Kultur Mittel- und Osteuropas an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Der Sitz des Instituts ist im polnischen Stubice, das bis 1945 zu Frankfurt gehörte.

Gratis Versicherung gibt's nicht.



Samsung Galaxy Note 3

Jetzt kostenlose Versicherung zu jedem 3Superphone®.

Es geht auch anders.

20€ Servicepauschale/Jahr.
49€ Aktivierungsentgelt, 24 Monate Mindestvertragsdauer. Tarif pro Monat. Details: www.drei.at
Infos zum Versicherungsabschluss und Details unter www.drei.at/RundumSchutz



Wie der Krieg Frankreich und den Nahen Osten besonders prägte

Die arabischen Provinzen gehörten zur Kriegsbeute

Schon früh im Ersten Weltkrieg begannen die Briten, das Erbe des Osmanischen Reiches – mit dessen Zerfall sie rechneten – im Nahen Osten aufzuteilen, mit widersprüchlichen Versprechen.

Gudrun Harrer

In Syrien, dem Geburtsland des arabischen Nationalismus, kämpfen heute Jihadisten, die nicht nur das Assad-Regime stürzen, sondern den ganzen Staat auflösen wollen, um in der ganzen Region einen großen islamischen Staat zu errichten. Die „Sykes-Picot-Grenzen“ – so genannt nach einem britischen und einem französischen Diplomaten – müssen verschwinden, heißt es in ihren Manifesten. Aber nicht nur sie stellen die Grenzen infrage: Ende September schreibt Robin Wright (US Institute of Peace) in der *New York Times* einen Artikel mit dem Titel „Imagining a Remapped Middle East“. Darin geht es nicht nur um den Zerfall von Staaten, sondern den Zusammenschluss von deren Überresten zu neuen.

Der Erste Weltkrieg brachte das Ende des Osmanischen Reiches, aus dessen Provinzen später die arabischen Nationalstaaten wurden. Schon in einer frühen Phase des Krieges begannen sich Großbritannien und Frankreich über ihre zukünftige Beute den Kopf zu zerbrechen. Mark Sykes (1919 an der Grippe verstorben, das Ende des Prozesses der Staatengeburt hat er also nicht mehr erlebt) diente während des Ersten Weltkriegs

als Nahost-Spezialist im britischen „War Office“, sein französisches Gegenüber war François Georges Picot. „Ich fürchte, dieses Schwein Monsieur P. hat M. S. ziemlich hereingelegt“, schreibt ein britischer Diplomat über das Sykes-Picot-Agreement – korrekt Asia Minor Agreement – von Februar 1916.

Tatsächlich zeigte Sykes für die Ansprüche Frankreichs auf eine Einflussphäre im Nahen Osten (Libanon und Syrien) viel Verständnis, während Teile der britischen Administration – besonders das Arab Bureau in Kairo, das Syrien selbst seinem Einflussbereich zugeschlagen hätte – darüber unglücklich waren. Noch nach dem Krieg versuchten die Briten, aus ihrem Teil des Pakts herauszukommen, es blieb aber dabei: Der Nahe Osten wurde – vereinfacht gesagt – aufgeteilt in Zonen, aus denen später die Völkerrechtsmandate und noch später die unabhängigen Staaten wurden.

Sazanow Dritter im Bunde

1916 war noch ein Dritter mit im Bunde, der ebenfalls ein paar Reste des Osmanischen Reiches abstauben wollte: der zaristische Außenminister Sergej Sazanow. Nach der Russischen Revolution im Oktober 1917 wurde das Geheimabkommen von den Bolschewiken publik gemacht – sehr zum Unbehagen eines Mannes, der seinen hohen Bekanntheitsgrad der Filmindustrie verdankt: T. E. Lawrence, Lawrence of Arabia, der für die Briten den Aufstand der Araber unter dem Scherifen von Mekka, Hussein, koordinierte beziehungsweise mit dessen Sohn Faisal kooperierte (der bald auf eigene Rechnung und nicht mehr für die Interessen seines Vaters arbeitete). Die Briten hatten dem

Haschemiten Hussein in einem Briefwechsel 1915 eine (nicht klar definierte) Unabhängigkeit versprochen – er selbst dachte auch an das Kalifat –, wenn er sich gegen die Türken, die auch im Hijaz saßen, wandte.

Was die Briten nicht wussten: Hussein setzte deshalb auf sie, weil er erfahren hatte, dass ihn Istanbul loswerden wollte. Zudem war es den arabischen Nationalisten gelungen, Husseins Einfluss auf die Araber stark aufzubauen – besonders das Arab Bureau in Kairo fiel darauf herein. Die große Erhebung blieb aber aus,

und Faisals Truppe war ein wilder, militärisch unfähiger Haufen. Auch der angebliche Einzug der Araber in Damaskus, mit dem Faisal seinen Anspruch untermauern sollte, war eine Mä: Australische Soldaten waren zuerst da.

„Sterbendes Feuer“

Hussein selbst geriet immer mehr unter Druck des sich ausbreitenden Wahhabismus – die Sauds vertrieben ihn später aus Mekka. Sykes hatte 1915 den Wahhabismus noch für ein „sterbendes Feuer“ gehalten.

Natürlich fehlt noch ein briti-

sches Versprechen – das nachhaltigste – in der Aufzählung: die Balfour-Erklärung von 1917, in der der britische Außenminister den Zionisten, namentlich Chaim Weizmann, Unterstützung bei der Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina zusagte. Nicht nur die Briten, auch Weizmann selbst glaubte, die arabischen und die jüdischen Interessen in der Region ließen sich vereinen. Faisal sei Palästina egal, und die Palästinenser erachte er nicht einmal als echte Araber, sagte Weizmann nach ihrem Treffen 1918.



Foto: Archiv Anton Holzer

Arabische Gefangene im Gefangenenlager Wünsdorf bei Zossen südlich von Berlin, 1915: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht!“, lässt Karl Kraus „Major Metzler“ im V. Akt von „Die letzten Tage der Menschheit“ sagen. Ursprünglich stammt das Zitat aus der „Hunnenrede“ des deutschen Kaisers Wilhelm II., mit der dieser am 27. Juli 1900 in Bremerhaven die deutschen Truppen auf dem Weg nach China zur Niederschlagung des „Boxeraufstands“ verabschiedete.

Frankreichs „schrecklicher Sieg“

Der „Große Krieg“ ist auch nach hundert Jahren noch immer nicht ganz verwunden

Stefan Brändle aus Paris

Es gibt kaum etwas Trostloseres, als durch die weiten Ebenen Ostfrankreichs zu fahren. Überall Soldatenfriedhöfe und Hinweistafeln auf Schlachtfelder wie Verdun, Marne, Somme oder Chemin des Dames – jedes ein Symbol industrieller Kriegsführung und der Borniertheit ganzer Nationen. An all das würde man am liebsten nicht mehr denken. Doch zwischen Lothringen und der Champagne stößt der Erste Weltkrieg weiterhin seine Überreste aus. Manchmal findet ein Bauer eine Granate im Erdreich, manchmal fährt ein Pflug in ein verrostetes Eisenstück. In Massiges, einem Schauplatz der Marneschlacht, kamen noch kürzlich zwei Soldatenskelette an die Oberfläche.

Diese Relikte gesellen sich zu den Kriegsdenkmälern, den „Monuments aux morts“, die in jedem französischen Dorf zu finden sind und Kunde geben vom furchtbaren Blutzoll, den die Franzosen im Ersten Weltkrieg entrichteten (für den Zweiten Weltkrieg wurden

die weniger zahlreicheren Namen nur noch angehängt). Deshalb spricht man in Paris auch von „Grande Guerre“, vom Großen Krieg. Jede französische Familie verlor einen der ihren oder sah sie nur als „gueule cassée“ wieder, das heißt mit zusammengeflackter Visage oder Seele.

Auch Zahlen können furchtbar trostlos sein. 1.320.000 französische Soldaten fielen in diesem mörderischsten Krieg Frankreichs, mehr als vier Millionen wurden verletzt, im gleichen furchtbaren Ausmaß wie Deutsche, Russen, Österreicher, Engländer oder andere Alliierte. Allein vor der Provinzstadt Verdun, die heute eine begrünte Mondlandschaft aus Bombenkavernen und Schützengräben umgibt, wurden 600.000 Mann geopfert, und dies für keinerlei Geländebeginn, für keinen strategischen Durchbruch – für nichts.

Im Sommer 1917 explodierten dort in einer einzigen Woche fünf Millionen Geschosse. Das macht, wie ein Militärgeschichtler ausrechnete, sechs Tonnen pro Meter Front. Die Soldaten erlitten, wenn

sie von den Granaten nicht zerfetzt wurden, auf die Dauer meist einen „shell shock“, wie die Briten sagen. Viele Frontkämpfer drehten unter dem dauernden Bombenhagel und -getöse ganz durch und landeten im Irrenhaus. Auf ihre Spuren stößt man in Frankreich ebenfalls noch heute. Im Ort Cadillac unweit von Bordeaux findet sich etwa ein vergessener Friedhof mit 900 „mutilés du cerveau“ (wörtlich: Hirnkrüppeln), und wer vor wenigen Jahren noch zwischen den Gräbern über den Kies schritt, stieß makaberweise auf Knochensplitter. An wahnsinnig gewordenen Schlachtfeldveteranen zählte Frankreich mehr als hunderttausend. Von der offiziellen Geschichtsschreibung wurden sie weitgehend ausgeblendet.

Erst jetzt füllt Frankreich die letzten Lücken im Gedenken an den Krieg, der so nichts von einem „großartigen“ (das kann das Wort „grand“ auch bezeichnen) hat. Anlass bietet natürlich der 100. Jahrestag, den Frankreich weit ausführlicher begeht als etwa Deutschland. Der Minister für Kriegsveteranen, Kader Arif, lancierte zum Beispiel schon im Oktober eine öffentliche Debatte, ob die bis zu 650 Meuterer und Defätisten der fran-



Frontkämpferstatue im nordfranzösischen Ort Cappy im Département Somme. Foto: Reuters/Rossignol

zösischen Armee, die im Ersten Weltkrieg standrechtlich erschossen worden waren, rehabilitiert werden sollten. Arif will sie, wie er meint, „wieder in das nationale Gedenden integrieren“.

Gewisse Kriegsaspekte bleiben in Frankreich aber auch hundert Jahre später zu präsent, um gelassen aufgearbeitet werden zu können. Das gilt unverständlicherweise auch für die Verbrüderung von Soldaten der verfeindeten Lager. Deutsche und französische Soldaten waren zu Weihnachten

1914 aus den – teilweise auf Rufweite nahen – Schützengräben geklettert und hatten zusammen die Geburt Jesu gefeiert, unter anderem zu Liedern eines bayrischen Tenors, den die Franzosen am eifrigsten beklatschten.

Gäbe es ein schöneres – geliebteres! – Bekenntnis für ein geeintes Europa? Der Dokumentarfilmer Christian Carion hat eine Petition gestartet, um zu Weihnachten 2014 einen Gedenkstein an dem Ort des Geschehens zu errichten. Allein, die offiziellen Stellen und auch die Armeestäbe zeigen dem Anliegen die kalte Schulter. Wo käme man hin, wenn sich alle Soldaten der Welt über die Schützengräben hinweg verbrüdereten?

Selbst die in Paris heute so eifrig gezelebrierte deutsch-französische Freundschaft stößt bei der historischen Aufarbeitung an Grenzen. Weil 100 Jahre nicht genügen, die erbitterten und kopflosen Grabenkämpfe bei Verdun vollständig auszumerzen? Weil die einen zu den Gewinnern gehörten, die anderen zu den Verlierern? Der gutpatriotische Historiker Max Gallo nennt seinen neuen, zweibändigen Abriss 1918 im Untertitel „der schreckliche Sieg“. Schrecklich, aber immerhin.

WIE WIRKT 1914 NACH?



Was vom Haus Habsburg blieb und wie die Familie heute lebt

Ferdinand Zvonimir trägt auf dem Helm den Doppeladler

Seitdem Otto Habsburg im Alter von 99 Jahren verstorben ist, wurde es, vor allem politisch, ruhig um die Familie. Wie steht es heute, 100 Jahre nach dem Weltkrieg, der die Monarchie beendete, um das ehemalige „Erzhaus“?

Hans Rauscher

Wir müssen wieder eine Familie werden.“ Das ist – der leicht überraschende – Arbeitsauftrag für Eduard Karl Habsburg-Lothringen. Der 1967 in München geborene Drehbuchautor, Romancier, katholische Philosoph und Medienreferent des Bischofs von St. Pölten ist seit kurzem auch für die Kommunikation der Familie Habsburg „nach innen und nach außen“ zuständig.

Es geht um „Vernetzung“. Die weltweit etwa 450 Habsburger (150 in Österreich) kennen einander zum Teil nicht, da muss man etwas tun, und sei es die Erstellung einer Excel-Datei, wie Eduard Habsburg meint (er ist Angehöriger der „ungarischen Linie“ und Nachfahre von Gisela, der zweiten Tochter von Franz Joseph und Sisi). Karl sei sehr aktiv mit seiner Präsenz bei Hochzeiten und Begräbnissen. Aber im Grunde geht es wohl auch darum, das Image der Familie neu aufzusetzen.

Womit sich die Frage stellt: Wie ist eigentlich der Status der Familie Habsburg heute? Gibt es nennenswerte politische Aktivitäten in Österreich, Europa oder sonst wo? Wie sieht es mit der finanziellen, wirtschaftlichen Seite aus? Wie stehen die Habsburger 100 Jahre nach dem Beginn des Weltkriegs 1914, der das Ende der Monarchie brachte, eigentlich da?

Seinen „informellen Auftrag“ hat Eduard von Ottos Sohn Karl erhalten, der nach dem Tod seines Vaters 2011 zwar „Chef de famille“ ist, aber trotzdem nicht mehr so stark in Erscheinung tritt. Vor allem politisch nicht. Eines sagt da Eduard Habsburg gleich: „Es gibt keine politische Agenda.“

Gibt es seit dem Tod von „Otto, dem Letzten“

auch wirklich nicht mehr. Der Sohn des letzten Kaisers (Karl I.) spielte im 20. Jahrhundert eine gewisse Rolle. Zunächst als vergeblicher Thronanwärter, dann im Konflikt und der Versöhnung mit der Republik Österreich, schließlich als Promotor der europäischen Einigung, zuletzt 1989 beim Durchbrechen des Eisernen Vorhangs zwischen Ungarn und Österreich („Paneuropäisches Picknick“). Sohn Karl versuchte, in die Fußstapfen zu treten, aber es wollte nicht so recht gelingen. Eine Spendenaffäre beendete seine Tätigkeit im EU-Parlament (für die ÖVP), eine Kandidatur für eine Christlich Soziale Allianz (CSA) endete bei der Nationalratswahl 1999 mit 1,4 Prozent. Karl widmet sich heute vorwiegend dem Kulturgüterschutz („Blue Shield“) und nicht ganz troublefreien Medienbeteiligungen in Bulgarien.

Karls politische Karriere liegt wohl dauerhaft auf Eis. Von den anderen Kindern Ottos sind bzw. waren drei politisch tätig. Tochter Walburga kandidiert nächstes Jahr wieder für die „Moderata samlingspartie“ im schwedischen Reichstag (sie wird am 19. Jänner auch an einer STANDARD-Diskussion zu 1914 teilnehmen). Tochter Gabriela, Bildhauerin in München, war für einige Zeit Botschafterin Georgiens in Deutschland, Sohn Georg, der in Budapest lebt, war Sonderbotschafter Ungarns bei den EU-Beitrittsverhandlungen und ist im TV-Geschäft tätig. Das ist es vorläufig, was die „kaiserliche Linie“ betrifft.

Politische Ambitionen in Österreich zeigte Ulrich Habsburg-Lothringen, ein Waldbesitzer in Kärnten und grüner Gemeinderat, der 2009 bei der Bundespräsidentenwahl kandidieren wollte, dies aber wegen der Verfassung nicht durfte. Die Bestimmung ist inzwischen aufgehoben. Der Weg wäre also frei.

Ulrich gehört zur „Toskanischen Linie“ der Habsburger, die im späten 18. Jahrhundert abzweigte (wodurch dann Heiraten untereinander möglich wurden: Marie Valerie, die Tochter von Franz Joseph und Elisabeth, heiratete Franz Salvator von Ös-



Prunk in der Dämmerung des Reichs: der letzte Kaiser, Karl I., 1916 bei seiner Krönung zum König von Ungarn. Karl trägt die „heilige Stephanskronen“ und den ungarischen Krönungsornat. Neben ihm seine Gattin Zita in Prunkrobe mit Kronprinz Otto. Karl verzichtete am 11. November 1918 auf „jeden Anteil an den Staatsgeschäften“, dankte aber nicht formell ab. 1919 ging er ins Exil, 1922 starb er auf Madeira.

terreich-Toskana; die Nachfahren heißen Altenburg, weil Clemens Salvator nach dem Weltkrieg seinen Austritt aus dem Kaiserhaus erklärte). Angehörige der Toskana-Linie sind die wirtschaftlich potentesten und aktivsten: Alexander verwaltet einen großen Waldbesitz bei Persebeug, Markus betreibt die Kaiservilla in Bad Ischl als Nostalgie-Tourismus-Attraktion. Angeblich plant er, die Einschiffung von Maximilian nach Mexiko 1864 in Triest nachzustellen.

Das Kaiserhaus Habsburg wurde 1919 enteignet, nachdem Karl zwar auf seinen „Anteil an den Regierungsgeschäften“ verzichtete, jedoch nicht formell abdankte. Daraufhin sprach die Republik den Landesverweis und die Enteignung (auch des privaten Familienfonds) aus. Unter Kanzler Kurt Schuschnigg wurde teilweise restituert, von den Nazis wieder enteignet, und 1945 schlug wieder die Republik zu. 2004 versuchte die „kaiserliche Linie“ in Person von Carl Christian Habsburg, einem Neffen Ottos, wenigstens einen Teil des seinerzeitigen Privatvermögens zurückzubekommen: Waldbesitz, Zinshäuser, Schloss Eckartsau, Schloss Laxenburg, Liegenschaften usw. Begründung: Das sei Naziraubgut wie der „arisierte“ jüdische Besitz. Doch die Schiedsinstanz des Restitutionsfonds wies das Begehren ab. Karl Habsburg sagte 2013 im Profil, die Restitution bereite ihm keine schlaflosen Nächte mehr. Am 16. Dezember wird der ORF-Report mit Karl durch die Hofburg wandeln.

Man kann den derzeitigen Status der Habsburger als Stagnation oder als Normalisierung sehen. Präsent in der Öffentlichkeit ist am ehesten noch Karls (getrennt lebende) Ehefrau Francesca, eine wichtige Kunstmanagerin. Ihr gemeinsamer Sohn mit Karl, Ferdinand Zvonimir (16) ist ein offenbar wirklich begabter Rennfahrer in der Jugend-Formel-1. Auf dem Helm trägt er den Doppeladler.

„Man denkt, na, so schlecht war das damals nicht“

Max Hohenberg ist ein Urenkel des ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand. Hans Rauscher sprach mit dem Unternehmensberater über Tradition und Moderne der Familie.



STANDARD: Wie wirkt 1914 bei Ihnen nach?

Hohenberg: Man spürt schon noch bis heute, das ist eine Familientragödie. Wenn ich an meinen Großvater denke, dann sehe ich die Fotos mit seinen Kindern und das Schloss Konopiste bei Prag, wo das Tagebuch von meiner Urgroßmutter am Schreibtisch liegt, das wir nicht einmal anschauen dürfen. Die politische Einordnung hingegen ist vielleicht nicht unähnlich wie ein Otto von Habsburg, sehr stark in einer übernationalen, europäischen Sichtweise. Wenn man sich anschaut, was das Gegenkonzept gebracht hat, dann nur Unheil. Und je mehr Zeit vergeht, desto mehr denkt man, dass die Grundkonstellation der Doppelmonarchie doch nicht ganz verkehrt war. Die Idee, einen Rechtsstaat quer über Sprach- und Volksgrenzen zu etablieren, ist etwas, wofür es sich lohnt, einzustehen und zu kämpfen. Auch heute noch.

STANDARD: Ihr Großvater Maximilian, der älteste Sohn Franz Ferdinands, ist von den Nazis ins KZ gesteckt worden und war Leidensgenosse von Leopold Figl, aber auch von Sozialisten.

Hohenberg: Wenn Sie sich den Nachruf auf meinen Großvater in der AZ 1963 ansehen, auf den ich ehrlich gesagt ziemlich stolz bin, dann sieht man, dass da auch eine Versöhnung stattgefunden hat. Es gab da zwar einmal Pläne, dass die ÖVP ihn als Bundespräsident aufgestellt hätte, aber dann haben sie

doch kalte Füße gekriegt. Er war zwar Monarchist, was hätte er sonst sein sollen, aber er war mit der Republik versöhnt – weil er am eigenen Leib und Leben erfahren hat, was die Alternative ist.

STANDARD: Ihr Vater hat dann als Diplomat der Republik gedient.

Hohenberg: Dieser Schritt von meinem Vater war ein Dienst an der Heimat, wie er selbst gesagt hat. Klingt ein bissl pompös, aber auch in der Kontinuität seiner Vorfahren. Von daher bin ich immer aufgewachsen mit einem Heimatgefühl. Mein Traum war es, EU-Beamter zu werden. Ich bin dann nach Bosnien gegangen und habe während des Kriegs dieses Land schätzen und lieben gelernt. Dann war ich Banker in London, und zuletzt habe ich dieses Beratungsunternehmen in München mit aufgebaut. Ich fühle mich in vielen Ländern Europas sehr wohl, und da spür ich eine Kontinuität in der Familie.

STANDARD: Wie sehen Sie Österreich heute?

Hohenberg: Manchmal verzweifelt man halt wie andere mündige Staatsbürger an unserem Land und denkt sich, na so schlecht war das damals doch nicht. Aber das ist mehr ein Kokettieren. Wie viele andere Auslandsösterreicher haben wir diese verklärte Sicht auf Österreich.

MAX HOHENBERG, geb. 1970, ist Partner in der CNC Strategische Unternehmenskommunikation in München.



Eduard Habsburg: „Keine politische Agenda.“
Foto: Wolfgang Zarl



Sieben Enkel des letzten Kaisers von Österreich, Karl I. – die Kinder von Otto und Regina Habsburg: Andrea, Monika, Karl, Georg, Michaela, Gabriela und Walburga (v. li., im Februar 2010). Foto: APA/Düren

Historikerblick zurück und Schülerblick nach vorn

„Die Habsburgermonarchie war nicht zum Scheitern verurteilt“

Der Historiker **Timothy Snyder** ortet eine erste Globalisierung, das Kräftefeld Imperien gegen Nationalstaaten und die Balkanisierung Europas. **Michael Freund** sprach mit ihm über Ursachen und Folgen des Ersten Weltkriegs.



STANDARD: Sie beschäftigen sich in Ihrer Forschung hauptsächlich mit der Zwischen- und Nachkriegszeit in Europa. Doch um diese Zeiten zu verstehen, muss man wohl den Ersten Weltkrieg und die Periode davor stark berücksichtigen?

Snyder: Absolut, und zwar aus drei Gründen. Erstens gab es von den 1880er-Jahren bis zum Weltkrieg eine erste Phase der Globalisierung. Sie wurde durch den Krieg zerstört. Das bedeutet, zweitens, dass man vieles, was dann passierte, als Versuche sehen kann, wieder eine Globalisierung in Gang zu setzen. Die Sowjetunion ist so ein Versuch der Reglobalisierung, mit ihrer eigenen Ideologie, Vorstellung von der Zukunft und eigenem Wirtschaftssystem. Nazideutschland war ebenfalls so ein Versuch, ein autarkes Imperium in Eurasien zu schaffen. Auch der Aufstieg der USA kann in diesem Rahmen wahrgenommen werden, als dieses Land als Ergebnis des Weltkriegs plötzlich zur Supermacht wurde. Drittens waren es die direkten Folgen des Kriegs selbst. Er erschwerte Ideen, die es schon gab, wie Liberalismus, Fortschrittsglaube, Demokratie. Er ermöglichte die Karriere von Menschen wie Lenin, Stalin oder Hitler, die unter anderen Umständen keine gehabt hätten.

STANDARD: Gab es keine Versuche der Historiker, auf supranationalem Niveau die Geschehnisse zu begreifen, so wie dies nach dem Zweiten Weltkrieg Historiker und Politiker mit Erfolg taten?

Snyder: Nun, Historiker waren in Österreich vor 1914 sehr kosmopolitisch, zumindest in dem Sinn, dass sie zum Beispiel aus Slowenien oder Galizien kamen,

Deutsch lernten, auf dem Weg zur Geschichtswissenschaft dann auch noch Französisch und Latein – und die allein schon auf Reisen durch die Monarchie sehen konnten, wie vielgestaltig die Welt sogar innerhalb dieses einen Reichs war. Es gibt heute viele interessante neue Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg. Eine größere Revision zum Beispiel ist, dass mehr und mehr Historiker sagen, dass man das Zarenreich doch eher als Aggressor sehen sollte. Der „Verteidigungsplan“ Russlands sah immerhin die Eroberung Istanbuls vor. Es gibt auch interessante Arbeiten über die Sozialgeschichte des Kriegs. Dass der Kriegsbeginn zum Beispiel bedeutete, dass die Russen hunderte tausende Deutsche und Juden deportierten – was weltgeschichtliche Folgen hatte, denn es bedeutete den Anfang vom Ende der traditionellen jüdischen Siedlungsgebiete.

Und dann kommt eine neuere Frage dazu: Wann ist der Krieg tatsächlich zu Ende gegangen? Die klassische Antwort war bisher: Versailles, Trianon, Saint-Germain. Doch der Krieg hörte im Osten eigentlich bis 1922 oder 1923 nicht auf, da gab es die Russische Revolution, den Bürgerkrieg, die Kriege mit Polen, der Ukraine.

STANDARD: Wie würden Sie die Dynamiken beschreiben, die zum Ersten Weltkrieg geführt haben?

Snyder: Ich denke, der Krieg war sehr wohl eine Folge der kolonialen Konflikte innerhalb Europas. Er hatte mit der Unhaltbarkeit der imperialen Arrangements zu tun, vor allem im Hinblick aufs Osmanische Reich. Das hätte nicht ewig weitergehen können: dass man dieses Reich aufrechterhielt, weil

man nicht wusste, wie man es aufteilen wollte. Ironischerweise bedeutete das Ende des Kriegs nicht das Ende der Idee der Nationalstaaten, sondern deren Fortsetzung. Es bedeutete die Balkanisierung Europas. So verstehe ich die europäische Geschichte insgesamt: nicht eine Angelegenheit der Französischen Revolution, in deren Folge alle Völker Republiken gründen wollten. Das Kräftefeld Monarchie versus Republik halte ich nicht für entscheidend. Monarchien können modern sein. Das wirklich Interessante an der Geschichte des Kontinents sind das Kräftefeld Imperien gegen Nationalstaaten und der überraschende Sieg der Nationalstaaten im Lauf der Jahrzehnte. Das Ergebnis des Weltkriegs lautete: Die Imperien sind besiegt, aber nur innerhalb Kontinentaleuropas.

STANDARD: Hätte die Geschichte einen anderen Verlauf genommen, wenn das Ultimatum an die Serben akzeptabler gewesen wäre?

Snyder: Ich denke, der Erste Weltkrieg musste nicht zwangsläufig stattfinden. Die Habsburgermonarchie war sicherlich nicht zum Scheitern verurteilt – das war eher französische, britische und amerikanische Kriegspropaganda. Im Westen wird das immer noch geglaubt, weil, wie ich denke, wir ein schlechtes Gewissen gegenüber der Monarchie haben. Sie war letztlich nicht so schlecht, in vieler Hinsicht war sie besser und liberaler als die Vereinigten Staaten in jener Zeit. Wenn Conrad von Hötzendorf, der sicherlich immer nach Gründen für einen Krieg mit Serbien gesucht hat, wenn er vom Pferd gefallen wäre, wenn Kaiser Franz Joseph zehn Jahre jünger gewesen wäre, wenn sie irgendwie bis zum Frühjahr 1915 weitergewurstelt hätten, dann hätte es diesen Krieg nicht gegeben.

TIMOTHY SNYDER (44) ist Historiker mit dem Schwerpunkt Zwischenkriegszeit und Holocaust-Studien. Er ist Professor an der Yale University und arbeitet zurzeit am Institut für die Wissenschaften vom Menschen in Wien.

Langfassung des Interviews auf derStandard.at/1914



Foto: Archiv Anton Holzer

Deutscher Landsturmmann im Weihnachtsurlaub mit seinen Kindern, 1915: „Gestellte Zuversicht“ betitelt Fotohistoriker Anton Holzer in seinem Buch „Die letzten Tage der Menschheit. Der Erste Weltkrieg in Bildern. Mit Texten von Karl Kraus“ dieses Foto. „Landsturm“ meinte quasi das „letzte Aufgebot“ aller Wehrpflichtigen, die im Kriegsfall bei Bedarf zur Mithilfe bei der Verteidigung aufgerufen wurden. In Friedenszeiten waren die Landsturmpflichtigen von militärischen Übungen befreit.

Europa im Klassenzimmer wiederfinden

Schulklassen aus sieben Ländern bearbeiten beim Projekt „Europe lost & found in war and peace“ den Ersten Weltkrieg

Lara Hagen

Wien – Die Stunde ist fast zu Ende, aber zwei Minuten bleiben noch für eine letzte Frage. „Bitte schreibt noch auf, was Frieden für euch persönlich bedeutet“, ruft Englisch- und Geschichtslehrerin Eva Annau in die munter plaudernde Runde.

Die Schüler der 1CL des Aufbaulehrgangs an der Business Academy in Wien werden leiser. Schnell wird das Smartphone gezückt und in der Wörterbuch-App nach passenden englischen Ausdrücken gesucht. „Respekt“, „Vertrauen“, „Freundschaft“ und „Familie“ werden mit bunten Stiften zu Papier gebracht, aber auch „Jobs“ und „Wirtschaftslage“ ist auf Zetteln zu lesen.

Die Klasse ist eine von insgesamt neun aus sieben Ländern, die am internationalen Schulprojekt „Europe lost & found in war and peace“ teilnehmen. Koordiniert



Beim internationalen Schulprojekt werden nicht nur Bücher gewälzt, der Austausch mit den Partnerschulen erfolgt online. Foto: H. Corn

wird das Projekt vom Interkulturellen Zentrum. Länderübergreifend soll vor allem den Auswirkungen des Ersten Weltkriegs nachgegangen werden und der Frage, welche Herausforderungen

sich im Kontext von Völkerverständigung und Frieden im heutigen Europa stellen.

Die Klassen aus Österreich, Bosnien und Herzegowina, der Türkei, Frankreich, Deutschland, Ser-

bien und Slowenien stehen dabei über Online-Plattformen im Austausch. In den ersten Projekttagen geht es nun darum, die eigene Schule zu präsentieren, aber auch die Partner kennenzulernen. Die 1CL überlegt sich deshalb, was sie von den anderen Schülern wissen möchte. Partnerschulen zu besuchen ist nicht vorgesehen, „wir denken aber schon darüber nach“, sagt Lehrerin Annau.

Inhaltlich und didaktisch begleitet werden die einzelnen Unterrichtsmodule unter anderem vom Zentrum für Friedensforschung und Friedenspädagogik der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

Europa spiegelt sich dabei schon im Wiener Klassenzimmer wider. „Krieg“ und „Frieden“ haben die Schüler in großen, bunten Buchstaben auf Plakate geschrieben, viele in ihrer Muttersprache – Chinesisch, Albanisch, Bosnisch oder Türkisch. Der Unter-

richt findet auf Englisch und Deutsch statt. „Gerade in einer Klasse mit so viel multikulturellem Hintergrund ist der Erste Weltkrieg und was danach in den einzelnen Ländern passierte, natürlich interessant“, sagt Annau.

Eine weitere Facette des Projekts ist das Sammeln alter Dokumente. „Oft weiß man ja gar nicht, was die Großeltern aus dieser Zeit noch alles wissen“, sagt Annau.

So geht es zum Beispiel auch einem der Schüler: „Ich weiß bloß, dass in dem Haus, wo meine Oma jetzt in Bosnien wohnt, früher Deutsche gelebt haben“, erzählt er. „Von meiner Familie kenne ich auch keine Geschichten“, wirft seine Banknachbarin ein, während die beiden ihre Partnerschulen auf einer Europakarte suchen.

„Es geht auch darum, den Schülern ein wenig das Herz für Geschichte zu öffnen“, sagt Annau. „Wir haben damals einfach *Im Westen nichts Neues* gelesen.“

Alltag und der Kampf der Frauen an der „Heimatfront“

Eine schöne Leich' und ein großer Fortschrittsglaube

Wien tat sich 1914 mit seiner städtischen Identität schwer

Conrad Seidl

Wien 1914 – im verklärenden Rückblick ist es das gemütliche „Alt-Wien“, das Wien der Gaslaternen, der Heurigeneligkeit, der „Wiener Originale“. Ja, das war's wohl auch, wenn man die zeitgenössischen Quellen betrachtet. Am 26. Juni 1914 – der Thronfolger Franz Ferdinand ist schon in Bosnien, aber noch wohlauf – liest man in der *Laibacher Zeitung* (Wiener Blätter waren noch ausführlicher): „Der schwerste Mann der Welt, der Wiener Gastwirt Leopold Wutzel, ist in München an Herzschlag gestorben. ... Für seine ungeheuren Körperdimensionen, er wog 480 Pfund, war kein passendes Bett aufzutreiben, so dass Wutzel auf einem Lehnstuhl schlafen mußte. Große Schwierigkeiten bereitete die Überführung der Leiche nach dem Friedhof. Der Sarg, in den die Leiche gebettet wurde, ist 65 Zentimeter hoch und einen Meter breit. Es war zwar noch möglich, den Sarg in den Leichenwagen zu schieben, doch konnte der Deckel des Wagens nicht geschlossen werden. Der Transport des ungewöhnlich großen Sarges hatte eine große Menschenmenge angelockt.“

Die Wiener lieben die „schöne Leich“. Den Fortschritt lieben sie aber auch: Gerade in jenen Tagen wird ein Plan präsentiert, „für eine gedeihliche Entwicklung unserer Stadt ... in der Altstadt mehrere Durchbrüche herzustellen“ – man plante, von der Akademiestraße bis zum Laurenzerberg eine Straße parallel zur Achse Kärntner Straße / Rotenturmstraße zu bahnen.

Und natürlich sollte Wien auch eine U-Bahn bekommen – die Verhandlungen liefen mit einem französischen Bankenkonsortium. Teil der Verhandlungen: Die Elektrifizierung der 1898 eröffneten Stadtbahn und die Errichtung eines „Personentunnels bei der Oper“, der heutigen Karlsplatz-Passage. Kriegsbedingt gab's dann kein Geld aus Frankreich – U1 und Karlsplatz-Passage wurden erst 1978 ihrer Bestimmung übergeben.

Elektrische nach Pressburg

Während die Schneise durch die Altstadt nie und die U-Bahn erst mit erheblicher Verzögerung gebaut wurde, wurde ein anderes Verkehrsprojekt 1914 in Betrieb genommen: Am 1. Februar weihte Wiens Erzbischof Friedrich Gustav Piffel die Pressburger Elektrische Bahn ein, die von der Großmarkthalle (heute: Wien-Mitte) mit zweimaligem Lokomotivwechsel wegen unterschiedlicher Stromsysteme in Wien, Niederösterreich und Ungarn ins Zentrum des heutigen Bratislava fuhr. Die ungarische Krönungsstadt, heute Hauptstadt der Slowakei, war damit erheblich näher an Wien gerückt, Pressburger fuhren nach Wien ins Theater, Wiener Musikfreunde zu Konzerten nach Pressburg.

Weltstädtisch waren auch die Ausbaupläne für die Bahnhöfe – der Westbahnhof hatte damals nur vier Gleise, künftig sollte er mehrere Etagen bekommen und entsprechend seiner Bedeutung künstlerisch ausgestaltet werden. Aber auch das musste warten.



Foto: Wien-Museum

Die Frau im Kriege.

Tramwayschienen-Reinigerin.

„Die Frau im Kriege“ – als Straßenkehrerin, Briefträgerin, Schaffnerin, Gemüsebauerin in den städtischen Parkanlagen oder als „Tramwayschienen-Reinigerin“ – war ein beliebtes Sujet auf den Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs. Weit über tausend dieser Postkarten sind in der auf Betreiben des christlich-sozialen Bürgermeisters Richard Weiskirchner angelegten „Kriegssammlung“ gelandet und finden sich heute im Wien-Museum.

„... von einem Weib heimflennen ...“

Die Forschung hat die Frauen im Ersten Weltkrieg bisher grob vernachlässigt. Dabei war „das Weib“ ein wichtiger Faktor: an der „Heimatfront“ ebenso wie an den Kampflinien. Frauen machten oft das Unmögliche möglich, um ihre Familien durchzubringen.

Petra Stuiber

„In Wien gibt's seit dieser Woche kein Mehl, nur Mais und Haberreis, es ist haarsträubend. Am liebsten möchte ich dem Ernährungsamt die Fenster einhauen und dem Minister den Kopf dazu, dem Trottel.“

Als Christl Wolf ihrem Mann Leopold, der in Italien kämpfte, diesen despektierlichen Feldpostbrief sandte, hatten die Zensoren längst aufgegeben, die Korrespondenz zwischen Soldaten und ihren Frauen zu kontrollieren.

Man schrieb den 25. April 1918, im Oktober löste sich Österreich-Ungarn auf. Zwei Jahre früher hätten ihr derart offene Worte über die miese Ernährungssituation in Wien wohl noch ernsthafte Schwierigkeiten mit den Behörden eingetragen. Die Frauen an der „Heimatfront“ wurden in Flugblättern gehalten, ihren „Helden im Felde“ nur fröhliche Briefe zu schreiben.

Aber je länger der Krieg dauerte, desto mehr wandelten sich viele Frauen, die erst den Krieg befürwortet hatten, zu Pazifistinnen. Sie bedrängten ihre Männer heimzukehren – mit der kaum verhohlenen Botschaft, man müsse die Behörden nur bestechen, dann „gehe schon was“. Christl Wolf flehte ihren „Poldi“ inständig an, „ihnen alles hinzuwerfen“: „Du brauchst dich doch nicht schämen, lieber Poldi, dass du dich, wie du sagst, von einem Weib heimflennen lässt.“

Die Historikerin Christa Hämmerle hat die Feldpostbriefe des Ehepaares Wolf analysiert, ebenso

Tagebücher von Kriegskrankenschwestern und die raren Berichte von Frauen an der „Heimatfront“. Sie beschreibt, wie intensiv Frauen am Ersten Weltkrieg beteiligt waren. Im Jänner 2014 erscheint dazu Hämmerles Buch „Heimatfront – Geschlechtergeschichte(n) des Ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn“ (Böhlau). Ihr Fazit: Die Forschung habe die Leistungen und die aktive Beteiligung der Frauen an diesem Krieg grüßlich missachtet.

Der große Krieg einte zu Beginn 1914 erstmals alle Frauenorganisationen: Die katholischen, (groß)bürgerlichen, ebenso wie die Sozialdemokratinnen oder die „RoHÖ“, die „Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs“, sprachen sich für die „Verteidigung der Heimat“ aus. „Der Krieg kam keineswegs plötzlich“, sagt Christa Hämmerle. Im Gegenteil: Die patriotisch-nationalistische Propaganda lief schon lange. Die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht 1868 tat ein Übriges, den „totalen Krieg“, die Mobilisierung der gesamten Gesellschaft, voranzutreiben.

„Tiefe, echte Weiblichkeit“

Während den Männern eingetrichtert wurde, sie müssten Frauen und Kinder „in der Heimat“ mit ihrem Leben schützen, quasi die bedrohte heile Welt daheim verteidigen, bekamen die Frauen vermittelt, dass sie ihren Beitrag zu leisten hatten. Das Kriegslieferungsgesetz, bereits 1912 eingeführt, verpflichtete alle Untertanen des Kaisers zur Dienstleistung im Kriegsfall. Verbrämt war das noch mit der reaktionären Botschaft, der Krieg werde „tiefer,

echter Weiblichkeit“ erst zum Durchbruch verhelfen.

In der Folge seien die Dienste der Frauen „überbordend“ gewesen, schreibt Historikerin Hämmerle. Das Aufgabenfeld der „Frauenhilfsaktion im Kriege“ war „immens und überschritt die traditionellen, bereits im 19. Jahrhundert eingeübten Formen privater Frauenwohlthätigkeit bei Weitem“, heißt es im Buch.

Es gab „Labedienste“ für durchziehende Truppen an den Bahnhöfen, die Frauen pflegten heimgeschickte Verwundete, stellten Pakete und „Liebesgaben“ für die Soldaten an den Fronten her. Allein in Wien wurden 55 Näh- und Strickstuben errichtet, die Frauen gingen auch zunehmend in Textil- und Munitionsfabriken, wo sie im Akkord Soldatenkleidung und Waffen herstellten – zum halben (Männer-)Lohn. Frauen arbeiteten als Schaffnerinnen in der Straßenbahn, bei der Post und als Sekretärinnen und Ladenfräulein. Nur in den beiden letzteren Fällen übrigens wirkte der Krieg als „Katalysator für den Fortschritt“ (Hämmerle), diese „Frauen-Jobs“ blieben auch nach 1918 erhalten.

Kochen mit fast gar nichts

Frauen veranstalteten Material- und Geldsammlungen, engagierten sich in der Fürsorge und organisierten öffentliche Ausspeisungen in winterlichen „Wärmestuben“. Beliebt waren auch Kriegskochkurse: Kochen mit fast gar nichts, weil die Versorgungslage immer prekärer wurde. Allein in Deutschland starben im Ersten Weltkrieg 750.000 Menschen infolge von Unterernährung, besonders schlimm war der „Hungerwinter“ 1916/17. Da wurden aus Haferflocken abenteuerliche Aufläufe bereitet oder Kaffeersatz aus gebranntem Brottrinde und Zichorienwurzel hergestellt.

Daneben war für tausende Frauen eine Tätigkeit als Kriegskrankenschwester attraktiv – ob an der

Front oder im Hinterland. Manche kämpften sogar als Soldatinnen, etwa in ukrainischen oder polnischen Einheiten – oder verkleidet als Männer, mit falschem Namen. Geschätzte 33.000 bis 50.000 Frauen in Österreich-Ungarn arbeiteten in freiwilligen weiblichen Hilfskorps, tausende schleppten als „portatrici“ in den Karnischen Alpen täglich 30 bis 40 Kilogramm an Nachschub für die Soldaten in den Bergen.

Der Ruf dieser Frauen war zwiespältig: Krankenschwestern galten einerseits als mythologisierte „Engel in Weiß“, andererseits hielt sie die breite Masse für sexuell lose Wesen, welche die Soldaten allumfassend „bedienten“. Karl Kraus hielt die einzige akkreditierte Kriegsberichterstatterin, Alice Schalek, gar für ein „kriegslüsterne Mannweib“. Ihre schwülstigen Frontberichte mochte er gar nicht mehr lesen.

Verschwiegene Traumata

Für die Gewalterfahrungen und die Kriegstraumata, welche die Frauen durchlitten, interessierte sich ohnehin kaum jemand. Autobiografien von ehemaligen Kriegskrankenschwestern aus dem Ersten Weltkrieg sind rar.

Gedankt wurde den Frauen ihr Einsatz kaum. Nach dem Krieg verloren viele ihren Arbeitsplatz – an heimkehrende Männer. Die staatliche Unterstützung für Kriegervitwen war mehr schlecht als recht. Viele hungerten weiter – auch nach politischen Rechten.

Die sozialdemokratische Frauenrechtskämpferin Adelheid Popp wettete 1918, dass Frauen als „zum Wählen zu dumm, zum Arbeitsdienst gescheit genug“ gälten. Dass Österreichs Frauen am 12. November 1918 das Wahlrecht doch erhielten, sei „sicher keine Geste der Dankbarkeit des Staates“ gewesen, meint Hämmerle. Sondern der Stärke der Sozialdemokraten geschuldet, die das Frauenwahlrecht im Parteiprogramm hatten.

In Stein gehauene Geschichte im Hochgebirge der Alpen

An der Front der tödlichen Nebensächlichkeiten

Wo heute Touristen Fotos im Akkord schießen, ratterten einst Maschinengewehre: Vor der bizarren Kulisse der Dolomiten fochten Österreicher und Italiener um Gipfel, Grate und Scharten. Eine Tour auf den Spuren eines wahnwitzigen Krieges in Fels und Eis.

Gerald John

Die Sonne strahlt vom Himmel, doch ohne Lampe geht es nicht weiter. Ein schwarzer Schlund verschluckt den Pfad, der sich durch einen Irrgarten kalkbleicher Felsnadeln bergan schlängelt. Mehr als hundert Holzstufen führen durch die feuchte Dunkelheit, mit jedem Schritt wächst die Beklemmung. Vereinzelt aber spenden Durchbrüche Luft zum Aufatmen – und geben grandiose Blicke auf weiß glacierte Gipfel und altweibersommerliche Almen frei.

Es waren keine kreativen Tourismusmanager, die hier, auf mehr als 2400 Metern, einen Abenteuer-spielplatz in den Stein gehauen haben. Vor fast hundert Jahren bohrten sich italienische Soldaten durch den Paternkofel, um einen sicheren Nachschubweg zu ihren Stellungen am Fuße der schon damals berühmten Drei Zinnen zu schaffen. Lediglich dort, wo keine feindlichen Kugeln drohten, brachen die Pioniere Lichtschächte in die Tunnelwand.

In großer Überzahl besetzten die Truppen Italiens im Frühling 2015 Grate, Scharten und Spitzen entlang der Gebirgsfront zwischen Julischen Alpen und Schweizer Grenze. Als das Königreich dem einst verbündeten Österreich-Ungarn den Krieg erklärte, um vermeintlich italienische Gebiete zu „erlösen“, hatten sich die Habsburgerheere bereits ein Dreivierteljahr an der Ostfront aufgerieben. Doch die Angreifer zauderten – und gaben dem Gegner Zeit, sein letztes Aufgebot zu formieren. Tiroler Standschützen traten, vom deutschen Alpenkorps entscheidend verstärkt, zur Verteidigung an. Als „Armee der Kinder und Greise“, von 14 bis über 70 Jahre alt, galt die traditionsreiche Miliz, verstand aber – wie ein Offizier vermeldete – „herrlich“ zu treffen: „Lauter Kopfschüsse.“

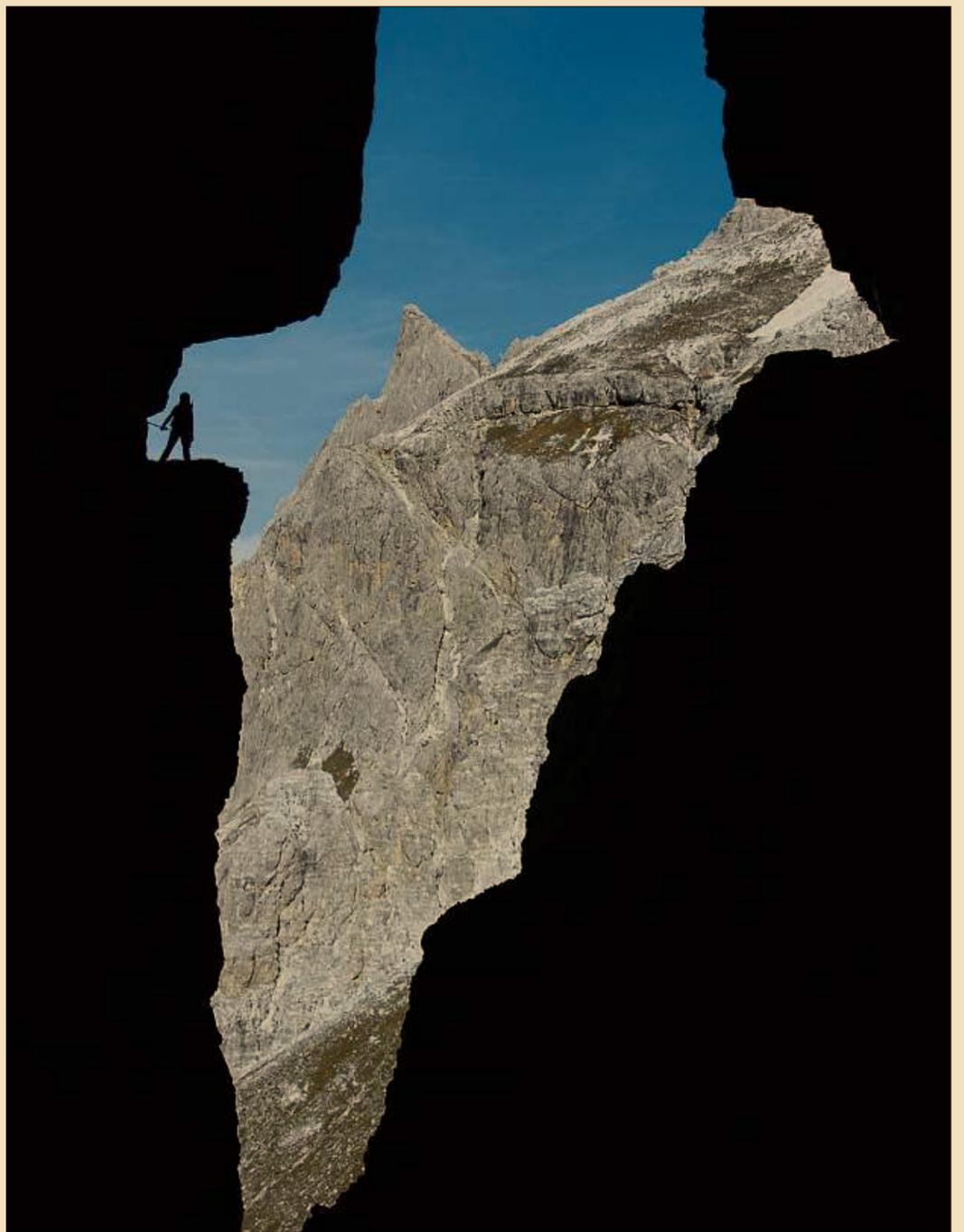
Ducken müssen sich heute nur noch Bergsteiger, die der immer engere Paternntunnel in die Nordwand des Massivs ausspuckt. Vorbei an rostigem Stacheldraht geht es über Felsrippen empor, ehe ein paar Armzüge an fixen Stahlseilen über ein ausgesetztes Wandl zum

Gipfel geleiten. Das leidende Antlitz Jesu prangt am hölzernen Kreuz, darunter eine Gedenktafel für einen Mann, der kaum weniger Stoff für Legenden bietet. Der Bergführer Sepp Innerkofler, Wirt der Dreizinnenhütte und später von den Nazis glorifiziert, starb hier im Kugelhagel, weil die Militärs erkannten, was jeder Gipfelbewinger bestätigen wird: Der Paternkofel bietet den perfekten Ausblick auf das Hochplateau im Herzen der Sextener Dolomiten.

„Es gibt 70 Versionen, wie der Innerkofler gestorben ist“, sagt Rudolf Holzer. Der Sextener Gemeindechronist erzählt eine, die sich wenig für Nationaltömelei eignet: Von einem Vorgesetzten beleidigt, habe sich der Bergführer in das Himmelfahrtskommando hetzen lassen, die italienischen Besatzer vom 2744 Meter hohen Turm zu vertreiben. Knapp unter dem Gipfel, meint Holzer nach intensivem Quellenstudium, habe wohl das Sperrfeuer der eigenen Kameraden den Sepp zur Strecke gebracht.

Wo der Tod lauerte, lässt sich in den Wänden hinter der Zinnenhütte besichtigen. Aus Kavernen feuerten die Soldaten ihre Geschütze ab, die im splitternden Gestein umso verheerendere Wirkung entfalteten. Bis über 3000 Meter hinaus hievten die von Hunger und Läuse geplagten Truppen schwere Kanonen, auf österreichischer Seite unter intensivem Einsatz russischer Kriegsgefangener. Nur bei Nebel und Nacht wagten sie sich aus ihrer Deckung – stets auf der Hut vor dem Lichtkegel des Suchscheinwerfers, den die Italiener auf die sonst Kletterern vorbehaltenen große Zinne gezerrt hatten.

Abgesehen von den „Walschen“ wartete aber noch „ein viel furchtbarer Feind“, berichtet der Offizier Anton von Mörl, der im zweiten Kriegsjahr auf das Zinnenplateau versetzt wurde. Lawinen zermalmen Unterstandsbaracken, als wären sie aus Streichhölzern gebaut, von geschätzten 150.000 Gebirgskriegsopfern geht wohl ein gutes Drittel auf das Konto von Naturgewalten. Unglaubliche 33 Meter Schnee sollen im Laufe des Rekordwinters 1916/17 auf der



Grandiose Szenerie auf altem Kriegsweg: der Alpinsteig in den Sextener Dolomiten.

Foto: Gerald John

Hochebene gefallen sein, schreibt Mörl, binnen weniger Tage habe der „weiße Tod“ seine Riesenflügel über tausende Kameraden auf beiden Seiten gebreitet. Immer wieder notiert der Leutnant lapidar: „Und es schneit, als ob es noch nie geschneit hätte.“

Auch heuer erstattete der Winter den Dolomiten frühen Besuch. Ein Kälteeinbruch hat Anfang Oktober die Touristenmassen verschreckt, die Gondeln sind stillgelegt, die Hütten verrammelt. In Nordrinnen geht es durch knietiefen Schnee, abschüssige Felsbänder sind von pickelharten Firn gepanzert. Die beim langen Zustieg durch tautriefende Lärchenwälder schon als unnötiger Ballast verfluchten Steigeisen entpuppen sich in heiklen Passagen als Lebensversicherung.

Es ist ein schwindelerregender Pfad, den die italienischen Gebirgskrieger hoch über dem Bacherntal hinterlassen haben. Zwischen Steilwand und Bodenlosigkeit schmiegt sich der „Alpinsteig“ an zerklüftete Abbrüche, um schließlich unter Überhängen in eine arenaförmige Schlucht einzutauchen. Wo einst gegnerisches Feuer drohte, schießen heute Bergsteiger Fotos im Akkord.

Die „Alpini“ hatten im Frühjahr 2016 nur Augen für die Stellung der Österreicher in der nahen Sentinellascharte. Nächtliche Stoßtrupps mühten sich den zerfranseten Grat des Elferkofels empor; vor Morgengrauen machte stets ein Soldat mit Besen die Runde, um

durchs Fernglas sichtbare Spuren aus dem Schnee zu wischen. Nach wochenlanger Vorbereitung glückte der Coup: Auf Eispickel gestützt rodelten die Italiener in weißen Tarnanzügen durch eine Eisrinne in den Sattel hinab. Das Gros der übertölpelten Besatzung geriet in Gefangenschaft, drei Österreicher retteten sich Hals über Kopf durch ein Kar ins Tal.

Nutzlose Husarenstücke

Die Erinnerungstafeln in der Sentinellascharte täuschen nicht darüber hinweg, dass das Husarenstück für den Kriegsausgang ebenso nebensächlich war wie all die anderen Irrwitzigkeiten jenseits der Baumgrenze. Soldaten trieben komplexe Stollensysteme in die Gletscher, verschanzten sich sogar auf dem Dach Südtirols, dem 3905 Meter hohen Ortler. Halbe Berggipfel sprengten sie in die Luft, um dem Feind buchstäblich den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Doch Geländegewinne blieben minimal, die Front erstarb im Stellungskrieg.

Die Entscheidungen fielen in tieferen Gefilden: Nach einer Niederlage am Isonzo zogen die Italiener ihre Truppen im Herbst 2017 aus den Dolomiten nach Süden ab, gegen Westen zu verharrte die Front ein weiteres Jahr im Hochgebirge. Mancher Tiroler Schütze fühlte sich bereits als Sieger, ehe der Zerfall der k. u. k. Monarchie die Träume platzen ließ. Wie von den Alliierten vor Kriegsbeginn besiegelt, fiel Südtirol an Italien.

Eine fatale militärische „Fehl-lehre“ erkennt der Dorfchronist Holzer hinter den verbissenen Gefechten um zur strategischen Notwendigkeit erklärte Gipfel und zielt einen Soldaten, dem die Sinnlosigkeit bereits vor hundert Jahren gedämmert ist. „Was, diese Felsen sollen wir verteidigen?“, hat ein Brigadist aus dem Adria-hafen Ancona der Überlieferung nach bei seiner Ankunft in den Dolomiten gefragt: „Die soll man den Österreichern schenken!“



WIE WIRKT 1914 NACH?

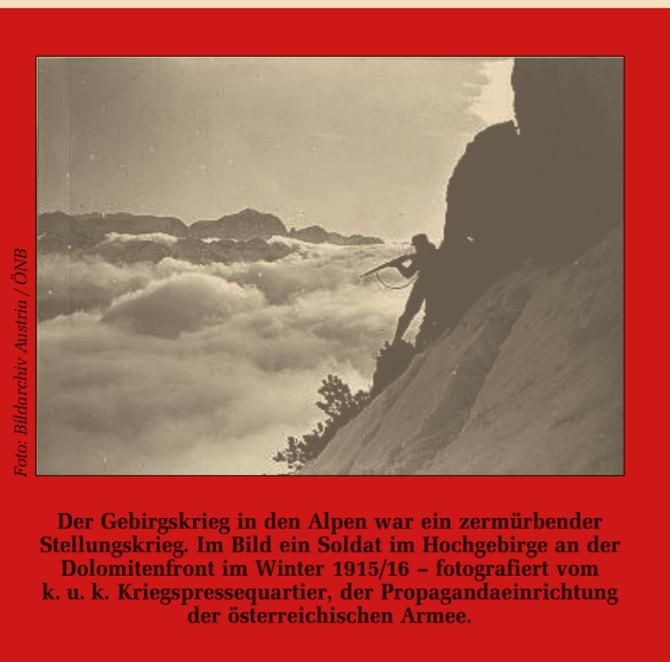


Foto: Bildarchiv Austria / ÖNB

Der Gebirgskrieg in den Alpen war ein zermürbender Stellungskrieg. Im Bild ein Soldat im Hochgebirge an der Dolomitenfront im Winter 1915/16 – fotografiert vom k. u. k. Kriegspressequartier, der Propagandaeinrichtung der österreichischen Armee.

SERVICE

Kriegskletterei

Es sind lange Bergtouren auf einstigen Kriegswegen: Von Sexten im Osten Südtirols aus begangen, ist sowohl für den **Alpinsteig** als auch die Besteigung des **Paternkofel** (2744 m) mit Gehzeiten von neun Stunden aufwärts zu rechnen (hin und retour). Die versicherten Klettersteigpassagen sind mittelschwer, was aber nur bei guten Bedingungen gilt. Vor allem die ausgesetzten Bänder des Alpinsteiges (bis Schwierigkeitsgrad C) bergen große Tücken, wenn hart gefrorener Schnee das Sicherungsseil verdeckt. Bei heikler Lage sind neben Helm und Klettersteigset auch Steigeisen nötig. (jo)

Der Vater aus dem Mutterland – Fußball als Kriegsfolge

Der liebste Bácsi und sein goldenes Feuerzeug

Der Kriegsausbruch überraschte den Engländer Jimmy Hogan in Wien.

Als „feindlicher Ausländer“ vertrieb er sich die Zeit, indem er eine Schule gründete, in der das Fußballspiel als Kunst gelehrt wurde.

Wolfgang Weisgram

Am 4. Juli des Jahres 1954 lehnt sich Jimmy Hogan in einer Weise zurück, die nur jemand beherrscht, den auf einmal eine satte Lebenszufriedenheit übermannt.

Daneben fuchtelte verärgert Friedrich Torberg herum, der Dichter. Das da – die 2:3-Finalniederlage der goldenen ungarischen Mannschaft – sei gleichbedeutend mit dem Ende der ballesterischen Poesie. Willy Meisl, der Bruder des einstigen österreichischen Wunderteam-Chefs, versucht zu relativieren. Das da – der Weltmeistertitel für die deutsche Westzone – sei höchstens das Ende des ballesterischen Hexameters.

Jimmy Hogan aber, dem die Versmaße in diesem Zusammenhang eher powidl sind, lehnt sich zurück und ist es zufrieden. Denn nicht Deutschland ist eben Weltmeister geworden im Berner Wankdorfstadion – sondern er, der kleine James Hogan, geboren 1882 in der nordwestenglischen Grafschaft Lancashire, herumgezogen in Europa seit Jahr und Tag.

Von ihm nämlich, den sie daheim zuweilen behandelten wie einen Drückeberger, ja einen Verräter, haben die aktuell drei weltbesten Fußballnationen das Kicken gelernt: die Deutschen, die Ungarn und die Österreicher, die sich im Spiel um Platz drei gegen Doppelweltmeister Uruguay mit 3:1 behauptet hatten.

Der Grundstein gelegt für diesen, Jimmy Hogans, WM-Titel wurde fast auf den Tag genau vor 40 Jahren. In einem Tollhaus namens Wien, in dem sogar einer wie der Landsturm-Reserveleutnant Hugo Meisl den Verstand verloren hat und so stürmisch in des Kaisers Rock drängte, als wäre der eine Fußballdress.

Während also Meisl gen Serbien zog (und ein Jahr später an den Isonzo, wo er – anders als der Jan Šindelář – alle zwölf Schlachten überlebte), holte die Polizei Jimmy Hogan und steckte ihn als „feindlichen Ausländer“ in die Liesl, das k. k. Polizeigefängnis an der Elisabethpromenade (heute Rossauer Lände). Seine schwangere Frau durfte mit den beiden Kindern heimreisen. Nicht aber er, kriegsdiensttauglich, wie er war.

Matt und graulich

Begonnen hat Hogans Wien-Beziehung am 5. Mai 1912 mit einem matten, graulich anzusehenden 1:1 der cisleithanischen Auswahl gegen die Transleithanier, die Ungarn also. Hugo Meisl – Europas ballesterischer Hudriwusch, damals noch in statu nascendi – fragte den Schiedsrichter der Partie, den Engländer John Howcroft, was sich eventuell tun ließe gegen das Matte, Grausliche. Immerhin drohten Ende Juni Olympische Spiele. Mr. Howcroft meinte: „Ihr braucht einen g'scheiten Trainer. Und zufällig kenne ich einen.“

So also kam Jimmy Hogan aus den Niederlanden, wo er gerade den FC Dordrecht und die Nationalauswahl coachte, nach Wien. Erst einmal für sechs Wochen. Am 29. Juni, exakt zwei Jahre vor dem Ausbruch des Wiener Irrsinns, schlugen Hogans Buben – mit Noll, Graubart, Kurpiel, Cimera und Merz waren gleich fünf Prager mit dabei – Deutschland 5:1. Gegen Holland verlor man dann zwar 1:3, aber das war bloß ein weiterer Hinweis. Denn das waren ja erst recht Hogans Buben.



Jimmy Hogan zeigt es – hier in Paris, wo er ja auch lehrte – vor. Nur wer den Ball liebkost, darf damit rechnen, dass er ins Tanzen gerät. Das ist das Geheimnis des Scheiberlins.

Foto: Parris Wood Press

Innig – und nachhaltig befruchtend – wurde Hogans Beziehung zu Wien aber erst im Jahr darauf. Da suchte der Deutsche Fußballverband einen Lehrer aus dem Mutterland. Hogan bewarb sich, er konnte ja ein bisschen Deutsch, und die DFB-Verantwortlichen zeigten sich angetan.

Blöde Nachfrage

Unverständlicherweise fragten sie diesbezüglich aber noch einmal nach. Bei Hugo Meisl. Der mochte damals zwar noch nicht der große europäische Fußballzampano gewesen sein, blöd war er aber auch nicht. Und so kam Jimmy Hogan aus Lancashire zum zweiten Mal nach Wien.

Jetzt aber richtig, mit der ganzen Familie, die sich schnell wohlfühlte an der Donau, wo eine große britische Community für ein

heimatliches Umfeld sorgte. „Wien war in diesen Tagen“, so beschrieb er es später einmal, „really a city of love, life and laughter.“

And football, of course. Hogan trainierte das Team mit der Perspektive Olympia 1916 und nebenbei einen Verein namens Amateure, der sich 1910 aus dem Vienna Cricket and Football Club heraus- und später in die Austria hineinentwickelt hat. Am Abend hockte er mit Hugo Meisl im Ringcafé, und gemeinsam brüteten sie über taktischen Möglichkeiten und Trainingsmethoden. Das Ringcafé befand sich schräg vis-à-vis dem Kriegsministerium. Und dort wurde, wie sich herausstellen sollte, nicht minder gebrütet.

Während hier über den dann eh an die Russen verratenen Aufmarschplänen die Köpfe rauchten, entstand dort die „erste moderne Fußball-Trainingslehre“, wie Willy Meisl, Goalie der Amateure und später einer der renommiertesten Sportjournalisten Europas, meinte. Vor allem entstand im Ringcafé auch ein Bild davon, wie Fußball zu spielen wäre. In Wien verortete man das dann – später, nach dem jetzt anbrechenden Irrsinn aus dem Kriegsministerium am Stubenring – „fünf Zentimeter unter der Erde“.

Aus der Liesl kam Hogan sozusagen auf Revers frei. Ernest und Eddie Blythe, Kaufhausbesitzer, einst Kicker bei den Cricketeren im Prater und verheiratet mit Österreicherinnen, garantierten für ihn. Dafür lehrte er – während Freund Meisl in Görz und Tolmein schon erste Orden einheimste – die Kinder Englisch und Tennisspielen.

Ende 1916, endlich, durfte er Österreich verlassen. Wohin, das erfuhr er erst in Bruck-Királyhida. (Und es kann ganz gut sein, dass er dort den Švejk Josef kennengelernt hat, der zu dieser Zeit ja mit seinem Oberleutnant Lukashier stationiert gewesen ist.)

Ein gewisser Baron Dirstay, der in Cambridge auch Football studiert hat und daheim in Budapest dem Magyar Testgyakorlók Köre, der später dann so großartigen

MTK den Vizepräsident machte, hatte Gott und seinen Kaiser beknet, den Hogan doch nach Budapest zu lassen. Und beide hatten ein Einsehen.

Hier erst entfaltete Jimmy Hogan dem derben Spiel die Flügel.

Aus der Not heraus – die fertigen Spieler fraß ja die Front – lehrte er die ganz Jungen das Sine-qua-non: perfektes Ballspiel, perfektes Passspiel und Verinnerlichung des Spiels mit dem freien Raum. Hohe Anforderungen sind das. „Du kannst“, pflegte Hogan zu sagen, „Spieler nicht impfen mit Fußball.“ Deshalb müssen Trainer stets auch die Augen offen haben. So wie er im Pester Stadtwäldchen. Da entdeckte er den József Braun, vor allem aber seinen ersten Liebling, den György Orth. Später kamen noch Imre Schlosser dazu, Alfred Schaffer, Béla Guttmann. Von 1917 bis 1925 wurde MTK ungarischer Meister.

Wollene Socken

Ende 1918 die Befreiung. Die Royal Navy war donauaufwärts gekommen. Orth und Kollegen schenkten ihm zum Abschied ein goldenes Feuerzeug, das sie haben gravieren lassen: „To our dearest Bácsi – the thankful MTK players“

Daheim aber rümpften sie die Nase. Als er beim Verbandssekretär, Frederick Wall, in Jobsachen vorsprach, gab der Hogan drei Paar Wollsocken. Solche hätte man „to the boys on the front“ geschickt, und die wären sehr dankbar dafür gewesen. Also ging der Drückeberger wieder auf den Kontinent. In Leipzig übte er mit den Deutschen, in Wien kreierten er und Freund Meisl rund um Matthias Sindelar kurzerhand das Wunderteam, in der Schweiz coachte er Young Boys Bern.

Jetzt, am 4. Juli 1954, saß er da im Wankdorfstadion. Friedrich Torberg strudelte sich immer tiefer hinein in die Ausfälligkeit. Willy Meisl versuchte, die Aufregung aufs richtige Versmaß zurückzustützen. Und Jimmy Hogan zündete sich eine Zigarette an. Mit einem schönen, alten Feuerzeug.

WIE WIRKT 1914 NACH?

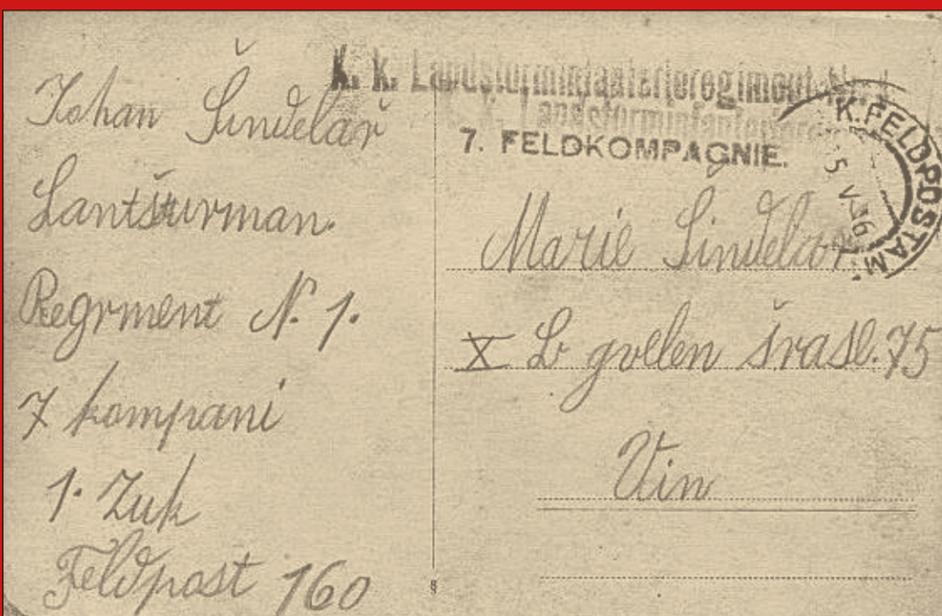


Foto: Bezirksmuseum Favoriten

Jan Šindelář, ein gelernter Schmied, kam mit Gattin Maria und Sohn Matthias 1905 aus dem mährischen Kozlau/Kozlov nach Wien-Favoriten, in eine Parterrewohnung in der Quellenstraße. 1916 rückte er ins Landsturmregiment Nr. 1 ein und ab zum Isonzo. In der vorletzten der dortigen Schlachten, der elften, fiel er im August 1917. Er hinterließ der Witwe drei Töchter und den Sohn Matthias, der dann als „Papierener“ zu Jimmy Hogans Liebling wurde, zum Inbegriff Wiener Fußballkunst.

Der Krieg als Motor für Mechanisierung und Motorisierung

Hineingeritten und herausgefahren

Als Europas Armeen 1914 in den Krieg hineinritten, sah das noch aus wie ein „gewohnter“ Konflikt. 1918, fast zehn Millionen Gefallene später, war die Welt eine andere – auch technisch. Denn der wahre Sieger hieß Motorisierung.

Andreas Stockinger

Seit 48 Stunden ist die Luft erfüllt vom Heulen und Detonieren der französischen Geschosse. Schwerstes Artilleriefeuer liegt an diesem 16. April 1917 auf den deutschen Stellungen. 61 französische Infanterie- und sieben Kavalleriedivisionen treten an zum Sturm auf die deutschen Stellungen, unterstützt von 4500 Geschützen und 1000 Flugzeugen. ... Als am 11. November 1918 der Waffenstillstand in Kraft tritt, muss das Deutsche Reich binnen 36 Tagen 5000 Lastwagen abliefern. 1700 Flugzeuge kommen 1919 gemäß Versailler Vertrag dazu, jeweils unter anderem.

Schon diese Beispiele zeigen, in welchem Maße Mechanisierung und Motorisierung im Krieg vorangeschritten waren, und damit zurück an den Start. Mit den Schüssen auf Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo 1914 gingen „in Europa die Lichter aus“, wie der britische Außenminister Edward Grey düster orakelte.

Der Thronfolger und seine Frau waren während des Attentats in einem sechssitzigen Gräf & Stift unterwegs (befindet sich heute im Heeresgeschichtlichen Museum Wien), Autos waren zu jener Zeit noch recht elitär und – äh: durchwachsen beliebt. Kaiser Wilhelm II. etwa meinte: „Ich glaube an das Pferd. Das Automobil ist nur eine vorübergehende Erscheinung.“

Speziell bei militärischen Konfrontationen favorisierten Europas Großmächte weiterhin das Pferd und die schneidige Kavallerie als Offensivwaffe. Doch schon im Deutsch-Französischen Krieg 1870–71 hatten Aufeinandertreffen von Artillerie und Kavallerie zu schauderhaften Gemetzeln geführt, und inzwischen hatte sich

technisch viel getan, was der Kriegsführung auf und unter Wasser, zu Land und in der Luft neue Möglichkeiten eröffnen sollte.

Ein paar Stichworte, soweit mobilitätsrelevant: Elektromotor (1866, Werner von Siemens). Automobil mit Verbrennungsmotor (1886, Carl Benz). Dieselmotor (1893, Rudolf Diesel). Zeppelin (1900, Ferdinand Graf Zeppelin). Motorflugzeug (1903, Gebrüder Wright; oder 1901, Gustav Weisskopf – Experten streiten neuerdings, wem die Ehre des ersten Motorflugs gebührt). U-Boot (1913 erste U-Boote mit Dieselantrieb bei der deutschen Kriegsmarine).

Damit wechseln wir vom fortschrittsgläubigen, an Utopien so reichen 19. Jahrhundert auf die Schlachtfelder, vom Nicht-Ort (U-Topos) zum Vernichtungs-Ort. Wie nie zuvor bestätigte sich Heraklits Wort „Der Krieg ist aller Dinge Vater“. Es gab einen wahren Technologieschub, getragen speziell vom Deutschen Reich, Großbritannien, Frankreich. Bereits abgeschlagen Österreich-Ungarn, Russland sowieso, und die Amis waren erst seit 1917 Kriegspartei.

Technologisch gesehen (psychologisch auch, durch den Einbruch des Irrationalen in die rationale Welt, aber das ist ein anderes Thema) kristallisierte sich während des Kriegs ein heute noch vertrautes Bild heraus. Vielfach vollzog sich der Wandel von der Technologie der ersten Industriellen Revolution zur zweiten, vom Dampfzeitalter zur Ära des Verbrennungs- und Elektromotors, von der Schiene zur Straße und zur Luft.

Es gab bereits erste geostationäre Satelliten: Beobachter spähten in Fesselballons auf und hinter die feindlichen Linien; ungemütlicher Job angesichts der Fortschritte bei Artillerie und Fliegerei. Für mobile Beobachtungsmissionen eigneten sich in den ersten Kriegsjahren die Zeppeline besser, sie warfen auch schon mal Bomben auf die Londoner City.

Die großen Truppen- und Materialtransporte bewältigte die Bahn, die Weiterverteilung oblag dem Pferdefuhrwerk – und in zunehmendem (wenn auch nie ausreichendem) Maße dem Lastwagen; eine eher makabre Demokratisierung des Automobils. Den



Hauptmann Raoul Stoissavljevic im Kampfeinsitzer vor dem Start – fotografiert im Herbst 1917 in Südkärnten vom 10. Armeekommando. Ab 1925 war er Vizedirektor des Flughafens Innsbruck-Reichenau, 1930 kam der Pilot bei einem Flugzeugabsturz ums Leben.

Foto: Bildarchiv Austria / Österreichische Nationalbibliothek

WIE WIRKT 1914 NACH?



Lkw-betriebenen Nachschubweg nach Verdun nannten die französischen Soldaten „La voie sacrée“ (heiliger – oder verfluchter – Weg).

Panzer, Flugzeug, U-Boot

Jene drei Erfindungen aber, die die Kriegsführung revolutionierten, hießen Panzer, Flugzeug und U-Boot. Der Panzer, eine britische Erfindung, sollte den festgefahrenen Stellungskrieg überwinden. In der Schlacht bei Cambrai, 1917, setzten die Engländer erstmals fast 400 Tanks (Typ Mark IV) ein. Die Schlacht brachte keinen durchschlagenden Erfolg, zeigte aber, wie sich die Initiative auf dem Gefechtsfeld wieder gewinnen ließ.

Und in der Luft begann 1915, angefeuert durch Anton Fokkers Entwicklung des Synchronisationsmechanismus (wodurch man mit dem Maschinengewehr durch den Propellerkreis feuern konnte), ein immer rasanterer Wettlauf. Manfred von Richthofen („Roter Baron“) ist bis heute ein Begriff, geräteseitig sind vor allem die wendigen Dreidecker Sopwith Camel und Fokker Dr.I zu nennen. Österreich-Ungarn flog recht wacker und errang gegen Italien die Lufthoheit. Einen Quantensprung löste gegen Kriegsende Hugo Junkers mit der D1 aus – erstes Ganzmetallflugzeug der Welt. 1918 war auch schon der strategische Bom-

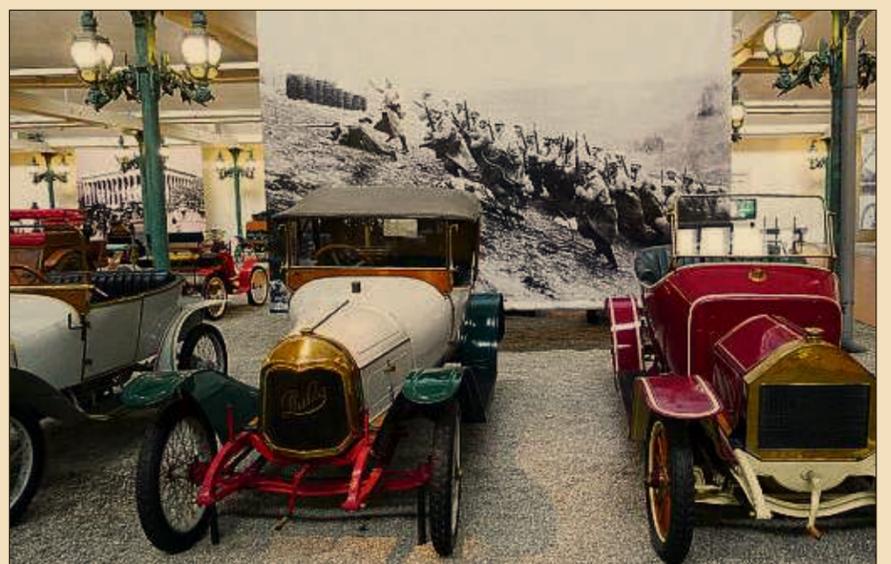
benkrieg beschlossene Sache: General Hugh Trenchard sollte „Luftstreitkräfte aufstellen, um Deutschland mit Bomben anzugreifen“. Mit 100 Flugzeugen führte er im Mai eine erste solche Aktion durch, und Churchill schrieb 1932: „Tausende Flugzeuge hätten 1919 die deutschen Städte in Schutt und Asche gelegt.“

Und auf See? Während Englands Blockade die Gegner aushungerte, brachten deutsche U-Boote durch Nachschubstörung die Seemacht ins Wanken – aber auch die USA in den Krieg und so der Entente den Sieg. Doch, wie gesagt: Wenn es einen wahren Sieger gab, dann wohl die Technik.



Foto: dpa

Der Wagen wartete bereits auf das österreichische Thronfolgerpaar: Franz Ferdinand und seine Frau Sophie wenige Augenblicke vor dem tödlichen Attentat in Sarajevo am 28. Juni 1914.



Das „Nationale Automobilmuseum – Sammlung Schlumpf“ im elsässischen Mülhausen beherbergt u. a. etliche Automobile aus der Zeit des Ersten Weltkriegs. Foto: Stockinger

Wie aus chinesischen Bauern Gastarbeiter im Krieg wurden



Foto: In Flanders Fields Museum, Belgien

Das erste Angebot der chinesischen Führung, Soldaten zu schicken, lehnten die Briten noch ab, 1916 nahmen sie Hilfe an: China schickte Arbeiter – zwischen 20 und 40 Jahre, im Schnitt 1,80 Meter groß und viele Kampfkunst-erprobt – nach Frankreich.

Die chinesischen Studenten, die für Offiziere übersetzten, waren auch Bildungshelfer. Die Gastarbeiter organisierten Alphabetisierungsprogramme. Für die Gründungsväter der kommunistischen Partei galten sie als Pioniere.



Foto: In Flanders Fields Museum, Belgien

Die heimliche Kriegsleihgabe aus Fernost

Mehr als 140.000 Arbeiter schickte China im Ersten Weltkrieg nach Frankreich. Ihre Geschichte geriet in Vergessenheit, obwohl sie den Kriegsverlauf und auch die Entstehung der kommunistischen Volksrepublik prägten – mehr als der Partei lieb war.

Fabian Kretschmer aus Peking

Zu Tausenden standen die Männer Schlange, ganze Landstriche reisten am 15. November 1916 ins Hafenviertel nach Weihei – oder „Way High“, wie die britische Armee ihr damaliges Pachtgebiet an der chinesischen Ostküste taufte. Dort würden die ausländischen Offiziere Arbeitskräfte suchen, vernahmen die chinesischen Bauern. Sie hörten von der üppigen Bezahlung und dass es in ein Land gehen solle, das nicht nur auf demselben Breitengrad liegt wie ihre Heimatprovinz Shandong, sondern auch ebenso viele Einwohner zählt: Frankreich. Nach etlichen medizinischen Tests und rigidem militärischem Training blieben nur die belastbarsten Arbeiter übrig: im Schnitt 1,80 Meter groß, zwischen 20 und 40 Jahre alt, viele Kampfkünste-erprobt. Welche Gefahren sie in Europa erwarteten, merkten sie erst, als sie in Schiffe verfrachtet gen Westen fuhren.

Arbeiterlieferung

Während in Europa der Erste Weltkrieg wütete, war die drei Jahre vor Kriegsbeginn gegründete erste Republik Chinas vor allem mit ihren inneren Wirren beschäftigt. Erst im August 1917, nachdem japanische Streitkräfte die Hafenstadt Qingdao belagerten, erklärte China den Mittelmächten den Krieg. So die bekannte Geschichtsschreibung.

Doch bereits 1915 bot China den Briten heimlich an, Soldaten nach Europa zu schicken – was diese damals ablehnten. Nur ein Jahr später, als bei der Schlacht an der Somme allein im ersten Monat mehr als 180.000 britisch-französischen Soldaten starben, kam den geschwächten Westmächten das erneute Hilfsangebot, diesmal statt Soldaten Arbeiter zu schi-

cken, mehr als gelegen. Nur eine Bedingung stellten die Chinesen: Ihre Landsleute dürften nicht in direkte Kampfhandlungen verwickelt werden. Ein Vertragspunkt, den die Europäer jedoch bald brachen. Die Arbeiter schufteten in Fabriken, transportierten Munition, beerdigten die Gefallenen und räumten ganze Frontgebiete auf. Ein gefährlicher Auftrag, den viele nicht überlebten: Mehr als 500 Mann starben bereits bei der Überfahrt durch einen deutschen Torpedoangriff, Hunderte weitere verloren ihr Leben im Bombenhagel oder aufgrund der grassierenden Grippeepidemie. Bis Kriegsende stieg die Zahl der Todesopfer auf nahezu 3000 an.

Das chinesische Staatsfernsehen, das sich erstmals 2009 in einer aufwändig produzierten Dokumentationsreihe mit der Beteiligung des Landes am Ersten Weltkrieg auseinandersetzte, proklamiert gar 20.000 Tote – eine Zahl, die zwar jeglicher wissenschaftlichen Grundlage entbehrt, doch offenlegt, dass auch ein Jahrhundert später die Geschichte der chinesischen Arbeitskräfte immer noch politisch instrumentalisiert wird.

Ihr Schicksal wurde lange totgeschwiegen: Während des Kriegs versuchte China, die Entsendung der Arbeiter aus militärischen Gründen geheim zu halten – es verletzte ja seine Neutralität. Frankreich und Großbritannien passte es nicht in ihr eurozentrisches Weltbild, auf die Hilfe des armen, unterentwickelten China angewiesen zu sein. Und in der 1949 ausgerufenen Volksrepublik folgte man der kommunistischen Sichtweise, nichts mit einem imperialistischen Krieg zu tun zu haben.

„Ich war selbst geschockt, als

ich entdeckte, wie stark China vom Ersten Weltkrieg beeinflusst wurde“, sagt Xu Guoqi, Geschichtspräsident an der Universität Hongkong.

Der für China enttäuschende Friedensvertrag von Versailles, der dem verfeindeten Japan das ehemals deutsche Pachtgebiet Kiautschou an der chinesischen Ostküste zusicherte, Chinas Kriegsbeteiligung jedoch nur mir ein paar alten astrologischen Gerüchten aus der Qing-Dynastie würdigte, trieb im Mai 1919 tausende Studenten auf Pekings Straßen. Die Proteste gingen als Bewegung des 4. Mai in die Geschichte ein – die erste politische Massenbewegung des Landes und gleichzeitig die Geburtsstunde des chinesischen Sozialismus.

Seit seinem Doktorstudium in Harvard forscht Professor Xu über die chinesische Kriegsbeteiligung, seine Publikationen waren nicht zuletzt dafür mitverantwortlich, dass China anfang, sich mit

diesem Kapitel seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen.

Für die Gründungsväter der kommunistischen Partei waren die Gastarbeiter im Ersten Weltkrieg Pioniere: Deng Xiaoping, Zhou Enlai und viele weitere zogen in ihrer Jugend für Arbeits- und Studienprogramme nach Frankreich. „Dort folgten sie direkt den Fußstapfen der chinesischen Arbeiter“, sagt Xu.

Gelehrte Vagabunden

Eine besondere Rolle kommt den Studenten aus Fernost zu, die den Offizieren als Übersetzer dienten. In ihrer freien Zeit entwickelten sie Alphabetisierungsprogramme für die Arbeiter, sodass bis Kriegsende nahezu zwei Drittel von ihnen lesen und schreiben konnten.

Einer der Studenten, Yale-Absolvent James Yen, widmete später sein gesamtes Schaffen der „ländlichen Wiederaufbaubewegung“, die weite Teile der Landbevölkerung Chinas alphabetisierte.

„Wurden die Chinesen von der Bevölkerung während des Kriegs noch wohlwollend aufgenommen, mussten sie kurz danach als Sündenbock für alle Verbrechen herhalten“, sagt Dominiek Dendooven, der vor drei Jahren für das „In Flanders Fields“-Museum im belgischen Ypern die erste große Ausstellung zum Thema kuratierte, im STANDARD-Gespräch.

Es sind so gut wie keine Besitztümer der Arbeiter erhalten geblieben, dennoch machte Dendoovens Team einen überraschenden Fund: aufwändige, mit Drachen und chinesischen Schriftzeichen dekorierte Muschelschalen.

Auf einer ist ein mehr als tausend Jahre altes Gedicht aus der Tang-Dynastie eingraviert: „In meiner Heimat habe ich mit Gelehrten verkehrt, hier bin ich nur ein Vagabund. Ich habe gehört, dass die Pflaumenblüten heuer schon früh erblühen; es ist kein Vergleich zum Frühling in diesem Land.“

Ewige Lehren für das Soldatenhandwerk

Parallelen im Zugang zu neuen Technologien reichen bis zum Cyber-War

Conrad Seidl

Was man im heutigen Bundesheer noch vom Ersten Weltkrieg lernen kann? Der Militärgeschichtler und langjährige Ausbildungsverantwortliche

Rolf Urrisk sieht sich zunächst verleitet, mit einem „gar nichts“ zu antworten: „Es hat sich ja praktisch alles verändert.“ Oder, korrigiert er sich umgehend: „Es gibt ein paar Dinge, die sich nie verändern, die damals wie heute gelten, die damals wie heute Versäumnisse darstellen.“

Worauf es ankomme, sei die Vorbereitung: Die Bevölkerung, die Politik und das Militär müssten auf einen Einsatz vorbereitet sein. Urrisk: „Wenn das Bundes-

heer zu einem Einsatz nach Afrika verlegt, wird die Bevölkerung nicht darauf vorbereitet – schon gar nicht darauf, dass es bei einem Einsatz auch Tote geben kann.“

Als militärische Vorbereitung gilt natürlich der Drill – „das militärische Kleine Einmaleins muss geübt werden“, sagt Urrisk. Aber mit dem Drill- und Exerzierdienst, der in der Monarchie exzessiv betrieben wurde, sei es eben nicht getan: Die drillmäßige Beherrschung von Waffen und Gerät diene ja nur dem Zweck, im Ernstfall den Kopf freizuhaben, wenn es um Entscheidungen geht. Denn im Einsatz wird von jedem Soldaten Entscheidungsfähigkeit verlangt – vorbereitet wird sie aber längst nicht in allen Armeen.

Eine weitere Lehre kann man im Zugang zu technologischen Entwicklungen ziehen. Im Bundes-

heer zitiert der Leiter der Abteilung Cyber Defence, Oberst Walter Unger, gerne den italienischen Generalstabsoffizier und Wehrtechnik-Vordenker Giulio Douhet, der bereits 1912 als einer der ersten Theoretiker Regeln für den Luftkrieg publiziert hatte. Dies aus der Überlegung, dass Kriege „eines Tages allein durch den Einsatz von Flugzeugen entschieden“ würden – was sich spätestens beim Krieg um den Kosovo 1999 bewahrheitet hat. Die Parallelen zum Krieg im Netz liegen nahe.

Im Ersten Weltkrieg war die Bedeutung der Luftwaffe von den meisten Kriegsparteien unterschätzt worden, das ambitionierteste Flugzeugprogramm hatte Russland. Österreich hat die Forderung von Franz Conrad von Hötzendorf, 1200 Flugzeuge in Friedenszeiten zu bauen, verworfen.

WIE WIRKT 1914 NACH?



Sprachenwirrwarr in der österreichisch-ungarischen Armee

Es ist Krieg, und „einer versteht den anderen nicht“

Wichtige Befehle wurden in der k. u. k. Armee auf Deutsch gegeben. Für alles Weitere galten die Regimentssprachen – zwölf an der Zahl. Eine Historikerin erforscht, wie das Kommunizieren trotzdem klappte.

Gudrun Springer

Im Kampfgraben alarmierte ich dann das Bataillon. Jeder Mann sollte mir im Vorbeigehen seine Nationalität nennen. (...) Tscheche, Tscheche, Pole, Italiener, Deutscher, Pole, Tscheche, Tscheche, Pole, Pole, Italiener! Einer versteht den anderen nicht, der Kompanieführer versteht nur Deutsch! Nachdenklich ging ich in dieser Nacht heim.“ Der da ins Grübeln geraten war, hieß August Urbański, österreichisch-ungarischer Offizier und vor dem Weltkrieg Militärgeheimdienstchef.

Tamara Scheer ist auf das unveröffentlichte Manuskript seiner Lebenserinnerungen gestoßen. Die am Ludwig-Boltzmann-Institut für Historische Sozialwissenschaft tätige Historikerin beschäf-

tigt sich im Zuge eines Projekts mit dem Sprachenwirrwarr in der österreichisch-ungarischen Armee. *The Language Question in Habsburg Army (1868–1914): The Hope for Unification and the Fear of Disintegration* lautet der Titel.

80 Befehle auf Deutsch

„Man kann bei dem Thema aus dem Vollen schöpfen“, sagt Scheer, die unter anderem Tagebücher, Broschüren, Dokumente und Briefe sichtet. Sie fand bereits heraus, dass Offiziere – theoretisch – gleich mehrere Sprachen hätten beherrschen sollen: Zwar gab es nur eine Kommandosprache, nämlich Deutsch, und diese umfasste rund 80 kurze Befehle, die jeder Soldat im Zuge der Ausbildung gelernt haben sollte.

Doch brachten es zwölf Sprachen zu Regimentssprachen: Wenn in einem Regiment ein Fünftel oder mehr Soldaten über eine gemeinsame Muttersprache verfügten, hatten sie das Recht darauf, vom Offizier in dieser Sprache ausgebildet zu werden. Neben Deutsch, Ungarisch und Tschechisch galten Italienisch, Kroatisch, Rumänisch, Ruthenisch (Ukrainisch), Serbisch, Bosnisch beziehungsweise Serbokroatisch, Slowakisch und Slowenisch als Regimentssprachen. Von rund



Foto: Archiv Anton Holzer

Lesender Soldat, Sommer 1916: Beide Seiten – die in den Krieg Eingezogenen und die daheim Wartenden – ersehnten Nachrichten von ihren Angehörigen. Sie schilderten einen anderen Alltag als die offiziellen Kriegspropagandisten, die, wie Anton Holzer berichtet, die pathetische Formel „In dieser großen Zeit“ gern verwendeten.

300 Truppenkörpern waren im Sommer 1914 mehr als die Hälfte zweisprachig, in 24 galten drei, in einigen sogar vier Sprachen.

Gingen da vielleicht wichtige Befehle im Krieg ins Leere? Entschied manche Schlacht gar ein Verständnisproblem? Scheer sagt, dafür habe sie bisher keinen Beleg gefunden. Nachweise für größere Desertionsbewegungen, die im Zusammenhang mit Sprachproblemen gestanden sein könnten, sind der Historikerin bislang auch nicht untergekommen. Die Sorge darum, aber sehr wohl.

So notierte Oberst Anton Freiherr von Lehár, Bruder des Komponisten Franz Lehár: „Mir ging es noch leidlich, da ich ja Ungarisch sprach und auch noch einige slawische Kenntnisse aus meiner

Prager Zeit hatte“ – doch „fast ein Drittel der Offiziere“ sei nur des Deutschen mächtig gewesen, und eine italienischsprachige Kompanie habe gar kein Wort Deutsch verstanden. Als diese in einer Gegend zum Einsatz kam, in der rundherum Italienisch gesprochen wurde, notierte Lehár stolz: „... trotzdem ist nicht ein Mann hinübergegangen“.

„So durchmischt“

Wenn ein Offizier einer Sprache nicht mächtig war, musste er jemanden aufreiben, der übersetzen konnte – was wohl in den meisten Fällen klappte. „Die Sprachgewohnheiten waren so durchmischt, dass es dann doch funktionierte“, sagt Scheer. Interessant auch, wie man mit dem Vorhan-

densein so vieler Sprachen während des Ersten Weltkriegs bei der Post umging: Anfangs seien viele Briefe von der Front nicht oder nur stark geschwärzt angekommen, schildert Scheer. Man habe lieber zu viel als zu wenig zensiert, wenn man etwas nicht verstand. „Auch bei der Zensur fehlte anfangs die Mehrsprachigkeit“, sagt Scheer, „das änderte sich dann aber.“

Das Prinzip Mehrsprachigkeit setzte sich auch in anderen Belangen durch: So wurde eine weitverbreitete Broschüre über den Schutz vor Syphilis mehrfach übersetzt. Und in Bordellen war es laut Scheer üblich, die Hygienevorschriften in allen Regiments-sprachen zu plakatieren.

➔ Übersetzung dieses Textes in acht Sprachen auf derStandard.at/1914

Der Anker des Hundes

Wissenschaftler fanden Hinweise, dass freundschaftliche Beziehungen zwischen Tieren möglich sind. Und Bindungen zwischen Tier und Mensch können mitunter besonders eng sein.

Frage: Können Tiere miteinander befreundet sein?

Antwort: Das hängt auch davon ab, was man darunter versteht: Die Biologin Anja Wasilewski hat Freundschaft unter Tieren untersucht und den Begriff dabei als freiwillige, wechselseitige Bindung nicht verwandter Wesen definiert, die füreinander eine Zuneigung hegen. In untersuchten Herden von Eseln und Rindern fand Wasilewski einzelne Tiere, die immer wieder die Nähe eines gleichgeschlechtlichen Partners aufsuchten, woraus Wasilewski auf Freundschaft schloss. Ähnliche Beobachtungen machten Forscher unter anderem bei Delfinen, Elefanten und Affen.

Frage: Wie sieht es mit der Bindung zwischen Tier und Mensch aus?

Antwort: Eine recht gut untersuchte Beziehung ist jene zwi-

schen Hund und Mensch. Forscher haben dabei gezeigt, dass Hunde Menschen guttun können. Und es kann sich eine Bindung zwischen den beiden entwickeln, die in der Regel enger wird, je mehr Hund und Mensch gemeinsam unternehmen. Der Mensch kann laut einer Studie für den Hund eine Art Sicherheitsanker-Funktion übernehmen – wie Eltern für ihre Kinder.



präsentiert von DER STANDARD

Frage: Kann die Beziehung zu einem Hund Menschen verändern?

Antwort: Ja. So sind Kinder, die mit Hunden aufwachsen, beispielsweise laut Studien später sozialer. (spri) Die nächste Ö1-Kinderuni am Sonntag um 17.10 Uhr widmet sich dem Thema „Warum liegen manche Steinzeitdörfer unter Wasser?“. Am Samstag im STANDARD. ➔ <http://oe1.orf.at> www.kinderuni.at

Chemie für die Front

Die Österreicher waren beim Gaskrieg vorne dabei

Der Erste Weltkrieg gilt in der Wissenschaftsgeschichte als Krieg der Chemie, die vor allem für die damalige Sprengstoffherstellung unentbehrlich war. Erstmals wurde aber auch Giftgas eingesetzt. Der Prototyp dieser Allianz von Wissenschaft und Militär war der deutsche Chemiker Fritz Haber, der am 22. April 1915 den ersten folgenschweren Giftgasangriff der Geschichte nahe der belgischen Kleinstadt Ypern dirigierte, bei dem über 1000 Soldaten den Tod fanden. Weniger gut bekannt ist, dass auch die k. u. k. Armee Giftgas einsetzte. Ein sogenannter Blasenangriff gegen Italien am 29. Juni 1916 forderte vermutlich mehr Opfer als jeder andere Angriff dieser Art: Mindestens 5000 Soldaten starben.

Hatte die k. u. k. Armee nur das Know-how oder auch das Gas der verbündeten deutschen Truppen übernommen? Oder gab es auch auf österreichischer Seite Wissenschaftler, die in den Gaskrieg involviert waren? Das im Jahr 2000 erschienene Buch *Unter die Masken!* des Historikers Peter Zecha hat einiges zur Beantwortung dieser Fragen beigetragen. So gab es allem Anschein nach bereits im Jahr 1912 erste streng geheime Versuche des k. u. k. Technischen

Militärkomitees in Zusammenarbeit mit der Firma Alder, bei denen die Wirkung von Giftgas getestet wurde. Naturwissenschaftler und Ingenieure waren früh daran beteiligt, chemische Kampfstoffe zu testen.

Dass diese nicht schon früher eingesetzt wurden, ist nur am Einspruch des obersten Kriegsherrn, Kaiser Franz Joseph, gescheitert, sagt Rudolf Werner Soukup. Der Chemiehistoriker referierte Mitte November bei einer Tagung der Ignaz-Lieben-Gesellschaft über Kooperationen zwischen Forschern und Militärs im Rahmen des Technischen Militärkomitees und berichtete dabei, wie eng mit der Technischen Hochschule Wien (heute: TU Wien) zusammengearbeitet wurde oder dass noch im August 1918 neue chemische Kampfstoffe produziert werden sollten.

Soukup hat bei seinen Recherchen im Kriegsarchiv, einem Teil des österreichischen Staatsarchivs, noch etwas anderes entdeckt: einen riesigen Aktenbestand unter dem Stichwort „Technologiewesen“, der noch völlig unbearbeitet ist – und womöglich ein ganz neues Licht auf die Involvierung österreichischer Forscher am Ersten Weltkrieg liefern könnte. (tasch)

WIE WIRKT 1914 NACH?



LABOR

Fachblatt zieht

„Genmais“-Studie zurück

Washington/Wien – Die Studie erschien vor rund einem Jahr und war sofort höchst umstritten: Der französische Wissenschaftler Gilles-Eric Seralini hatte im Fachblatt *Food and Chemical Toxicology* behauptet, dass gentechnisch veränderter Mais bei einem bestimmten Rattenstamm zu erhöhten Krebsraten führen würde. Zahlreiche Forscher hatten die Studie unter anderem wegen der zu geringen Anzahl an Ratten kritisiert. Nun zog sogar das Fachblatt die äußerste Notbremse: Die Studie wurde zurückgezogen und gilt damit als nicht (mehr) publiziert. (red, APA)

Komet Ison dürfte überlebt haben

Wien – Der Komet Ison scheint seine Annäherung an die Sonne überstanden zu haben. Noch vor Erreichen des sonnennächsten Punkts ist er aufgrund der enormen Hitzebelastung von bis zu 2000 Grad Celsius zerborsten. Freitagnachmittag meldeten Astronomen, die Überreste des Schweifsterns wieder entdeckt zu haben. Endgültige Gewissheit wird in den nächsten zehn Tagen erwartet. Ison wurde 2012 von zwei russischen Amateurastronomen entdeckt. Seither wird er von Wissenschaftlern mit Bewunderung beobachtet, weil sein Ursprung vor etwa 4,5 Milliarden Jahre liegt. (red)

➔ Weitere Berichte auf derStandard.at/Wissenschaft

itt & business
ENTERPRISE COMPUTING • TELEKOM • INTERNET • WIRTSCHAFT

Das österreichische
IKT-Wirtschaftsmagazin
für Enterprise Computing, Telekom, Internet,
Produktion & Logistik und E-Business

www.ittbusiness.at Die neue Online-Plattform

www.ittbusiness.at Probeexemplar anfordern: office@ittmedia.at

Ein Wörterbuch und ein „Bilderbuch“ über die „letzten Tage“

Als es selbst dem Planeten Mars zu bunt wurde

Das berühmteste Lesedrama der Neuzeit stammt von Karl Kraus. Die satirische Chronik „Die letzten Tage der Menschheit“ bildet die untröstliche Abrechnung mit der Unmoral des Ersten Weltkriegs. Stichwörter in alphabetischer Reihenfolge zu diesem Marstheater.

Ronald Pohl

Bumsti: Der Satiriker Karl Kraus (1874–1936) widmete dem Ersten Weltkrieg eine völlig neue Form der Mitschrift. *Die letzten Tage der Menschheit* bestehen aus 200 lose miteinander verknüpften Szenen. Jede einzelne belegt, warum es sich bei diesem Krieg um eine qualitativ neue Form des Menschheitsverbrechens handelte. Kraus tat nicht viel mehr, als zu zitieren. Meistens reichte es schon aus, den Wortlaut, der in den Zeitungen stand, wiederzugeben. Die krieglüsternen Eliten der Mittelmächte trugen ihr Herz auf der Zunge. „Bumsti“, ruft ein habsburgischer Erzherzog aus. Seine Beschränktheit hat ihn nicht davor bewahrt, Oberkommandierender der österreichisch-ungarischen Streitkräfte zu werden. Das denkwürdige „Bumsti“ entflucht ihm, als ihm im Kino ein Film mit mörderischem Artilleriefeuer gezeigt wird.

Etappe: Die Schauplätze der *Letzten Tage der Menschheit* befinden sich nur in Ausnahmefällen im Kampfgebiet. Das bevorzugte Ge-

lände für Kraus' umfassenden Lauschangriff ist das Hinterland. Mit der proportionalen Abnahme der Gefahr für Leib und Leben nimmt das Maulheldentum zu. Die Szenen spielen häufig in den Vorzimmern der Macht, in Ministerialbüros, in Zeitungsredaktionen. Das gewisse Etwas der kakanischen Beamten erschöpft sich in der nachlässigen Höflichkeit, mit der sie ihre Mitmenschen schikanierten: „Djehre!“ (so viel wie: „Habe die Ehre!“)

Friedenswinselei: Ihrer machen sich Menschen wie Karl Kraus schuldig, die in den patriotischen Wallungen ihrer Mitbürger nur Bestialität erkennen. Sie drängen auf die bedingungslose Beendigung der Menschenschlächterei. **Generalisieren:** Kraus, dem streitlustigen Herausgeber der *Fackel*, wurde von seinen Gegnern der Hang zur Verallgemeinerung zur Last gelegt. „Man darf generalisieren“, lautete stante pede die Antwort. Kraus mokierte sich schon allein deshalb über den Vorwurf, weil er aus dem Munde eines Generals kam.

Dialektik und Kritik

Krieg: Bloß weil der mörderische Krieg von 1914 bis 1918 die ganze Welt mit sich fortriss, wollte Karl Kraus nicht mehr als nötig allgemein werden. Er ging ihm ausschließlich darum, „die Abscheulichkeiten dieser Kriegswelt an den nächstliegenden Beispielen zu zeigen“. Das Vorgehen des Sprachkritikers ist insofern das eines Dialektikers. Eben weil ihm „die allgemeinen Dinge über die staatlichen gehen“, müsse er den Schmutz vor der eigenen Tür kehren. Sein Vorsatz lautet, „vom besten und erlebtesten Anlass“ auszugehen.

Krieg II: Ein blutrünstiger Major der k. u. k. Armee findet nach vier Jahren Blutvergießen folgende erhellenden Worte: „Meine Devise: Krieg – das ist nicht nur gegen den Feind, da müssen die Eigenen schon auch was gespürn!“ Im ver-



„Ich bin jetzt nur ein einfacher Zeitungsleser“, sagte Karl Kraus Ende 1914 – und Lesestoff gab es genug. Viele Tageszeitungen erschienen damals sogar in mehreren Ausgaben pro Tag. Das Wiener Café Central hatte 251 Zeitungen abonniert. Ein Ergebnis des „manischen Zeitungslesers“ Kraus, wie der Fotohistoriker Anton Holzer schreibt, ist das Antikriegsdrama „Die letzten Tage der Menschheit“, laut Kraus ein „Choral der unheiligen Handlung“.



Dauert „zehn Mal zehn Stunden“: Karl Kraus' Lesedrama.

Foto: Wr. Stadt- u. Landesbibliothek

Dem Drama ein Gesicht geben

Fotohistoriker Anton Holzer stellt den „Letzten Tagen der Menschheit“ die historische Bilderwelt gegenüber

Alois Pumhösel

Im Dorfe Postabitz sitzt eine Frau mit Namen Anna am Tisch und schreibt einen mit Fehlern gespickten Brief. „Inigselibter Gatte! Ich theile Dir mit, daß Ich mich verfehlt habe“, so ihre Worte an den zuvor totgeglaubten Ehemann. „Ich bin in Hoffnung gerathen, von einem anderen“, schreibt sie in dem drastisch-skurilen Schriftstück, aber „vileicht stirbt das Kind und dan ist alles wieder gut“. Und: „Bei uns ist alles sehr teuer, es ist gut, daß Du fort bist, im Feld kostet Dich wenigstens das Essen nichts.“

Für den Fotohistoriker Anton Holzer ist dieser Brief in Karl Kraus' Weltkriegscolage *Die letzten Tage der Menschheit* (V. Akt, 34. Szene) eine der wichtigsten Passagen. Der Text ist nicht nur erschreckend traurig,

sondern decouvriert auch Aspekte jener Zeit, die in den offiziellen Rückschauern selten erscheinen: das Verhältnis der Geschlechter im Krieg, die Auflösung des monogamen Gefüges, Hunger und Not im Hinterland, auch die unzuverlässige Kommunikation mit den Soldaten an der Front.

Das Foto eines lesenden Soldaten (siehe Seite 36), das Holzer dem Brief in seinem Bildband über den Ersten Weltkrieg gegenüberstellt, macht die Geschichte von Anna und ihrem Mann vollends zum Drama. Der abgebildete Soldat mit schiefher Kappe, der da in seine Lektüre versunken ist, steckt zur Hälfte in einer Art Fass. Eine Umgebung aus Erde und Stroh fasst seinen Körper, er stützt sich unbequem mit einer Hand. Als würde er noch schnell einen Brief aus der Heimat lesen, bevor es zurück in die Schlacht geht.

Holzer will Kraus' Texte nicht als abgehobene literarische Allegorie auf den Krieg, sondern als „dokumentarische Chronik des Krieges“ sehen. Der Band rekonstruiert in Ansätzen jene Bilderwelt, die dem manische Zeitungsleser Kraus zur Verfügung stand.

Als leidenschaftlicher Bildersammler trug Kraus „Ansichtskarten, Fotografien, Plakate und vor allem Zeitungsbilder zusammen, die er den Illustrierten entnahm“, schreibt Holzer im Vorwort. Sie inspirierten Kraus zu seinem umfassenden Kompendium einer Gesellschaft im Krieg. Für den Fotohistoriker sind *Die letzten Tagen der Menschheit* auch ein „Bilderbuch des Ersten Weltkriegs“.

Und so wie Kraus die Propagandasprache der Zeitungen entblößte, die er täglich durchackerte, werden auch die Bilder im Zusammenhang mit den Texten „gegen

den Strich gebürstet“. Einerseits offenbaren sich Verlogenheit und Unvollständigkeit der offiziellen Kriegsbilder. Andererseits geben die Fotos, die nun in neuem Licht erscheinen, dem Drama ein Gesicht.

Der Bildband, aus dem viele Fotos dieser STANDARD-Schwerpunktausgabe entnommen sind, ist nicht das erste Buch Holzlers, das sich mit dem Ersten Weltkrieg befasst. Bereits *Die andere Front. Fotografie und Propaganda im Ersten Weltkrieg* und *Das Lächeln der Henker. Der unbekannteste Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914–1918* (beide bei Primus) beschäftigten sich mit der Fotografie im ersten großen Medienkrieg.

Anton Holzer (Hrsg.): „Die letzten Tage der Menschheit. Der Erste Weltkrieg in Bildern. Mit Texten von Karl Kraus“, Primus-Verlag, Darmstadt 2013, 30,80 Euro

Bestimmung der eigenen Vorzüge ist man notgedrungen undeutlich: „Gewiss, auch wir ham vor ihnen manches voraus, zum Beispiel das gewisse Etwas, den Schan, das Schenesequa...“

„Scherflein“: Jeder muss zum glücklichen Gelingen des Krieges sein „Scherflein beitragen“. Appelliert wird an die falsche Ausprägung des Gemeinsinns. Der Krieg fungiert in Wahrheit als Gleichmacher. Er verteilt, unabhängig von Verdienst, an alle gleichmäßig Not und Elend.

Gehässige Ausrufer

Sirk-Ecke: Diese noble Wiener Innenstadtdressadresse gegenüber der Oper bildet in den fünf Akten der *Letzten Tage* die „Öffentlichkeit“ ab. Zeitungsaufrufer verpesten mit der gehässigen Aussprache der Schlagzeilen die Luft: „Nieda mit Serbieen!“ – „Fenädig pompattiert!“ Jedes Jahr wieder treffen sich vier Offiziere an der Sirk-Ecke, um Neuigkeiten auszutauschen. Sie hören auf schöne deutsche Namen wie Nowotny, Pokorny und Powolny und verstehen sich meisterhaft auf die Kunst, nicht ins Feld hinaus zu müssen. Mit Vorliebe blicken sie jungen Damen auf den Steiß. Kriegskrupeln und Bettlern gilt ihre ganze Verachtung.

„Spompanadeln“: Gibt es nicht, oder darf es nicht geben. „Spompanadeln“ werden keine gemacht. Besonders nicht mit Kriegsgegnern, die man lieber der Vernichtung anheimstellt.

Vinzenz Chramosta: In der pyknischen Figur dieses Viktualienhändlers gelangt das Wienertum in seiner ganzen Gehässigkeit zum Ausdruck. Den hungernden Landsleuten begegnet dieser Gott des Schmierkäses als strafende Gestalt. Helmut Qualtinger lieh ihm einst unvergesslich die Stimme. Nicht nur seinetwegen nehmen die *Die letzten Tage* ein bedrückendes Ende. Der Mars bombt die Erde einfach weg.



Zwei Schriftstellergenerationen über das Jahr vor dem Krieg



Zwei Kaiser, vereint im Krieg: Franz Joseph I. (li.), Kaiser von Österreich, und der deutsche Kaiser Wilhelm II. waren Bundesgenossen im Krieg. Der letzte Satz in „Die letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus, den dort die „Stimme Gottes“ spricht, wird Kaiser Wilhelm II., der die Schuld am Kriegsausbruch von sich wies, zugeschrieben: „Ich habe es nicht gewollt.“

Foto: Archiv Anton Holzer

„Wir leben immer im Jahr 1913“

Die Autoren Florian Illies und Frederic Morton blicken zurück auf Wien und Europa im letzten Jahr vor dem Zusammenbruch der Alten Welt.

Michael Freund sprach mit ihnen über frühe Euphorien, späte Einsichten und die Fallen der Zukunft.

STANDARD: Frederic Morton, Sie sind Schriftsteller. Florian Illies, Sie sind Kunsthistoriker und haben zwar auch Neuere Geschichte studiert, aber nicht akademisch publiziert. Wie haben Sie beide geplant, etwas so Komplexes wie die Situation vor dem Ersten Weltkrieg – sei es in verschiedenen europäischen Ländern, sei es vor allem in Wien – zu behandeln?

Illies: Zunächst einmal möchte ich sagen, dass ich ein großer Bewunderer Ihres Buchs *Wetterleuchten* bin, Mr. Morton. Es war eine der wichtigsten Quellen meines Buches *1913*, es hat die Gemengelage in Wien in einer Tiefe beleuchtet, voller wunderbarer Details, die mir bei meiner Arbeit sehr geholfen haben.

Morton: Vielen Dank! So was hört man immer gerne. Zu der Frage: In meinem vorherigen Buch *A Nervous Splendor* (1980, auf Deutsch: *Ein letzter Walzer*, 1997) hatte ich mich mit einem sehr konkreten Ereignis befasst, dem Selbstmord des Kronprinzen Rudolf 1889. Was ich dort versuchte, war, eine sehr begrenzte Zeitspanne nicht nur in ihrer politischen, sondern auch in ihrer kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Dimension zu erforschen. In *Wetterleuchten* ging es natürlich um noch viel dramatischere Geschehnisse mit größeren Folgen. Aber ich schrieb es in derselben Absicht: die verschiedenen Dimensionen zu erfassen. Ich denke, dass Sie, da Sie sich das Jahr 1913 vorgenommen haben, Ähnliches beabsichtigten. Illies: Ich habe Ihre Idee noch zugespitzt und versucht, etwas Eigenes zu schaffen. Über Wien 1913/1914 kann man nicht noch einmal erzählen, also wurde es für mich wichtig zu fragen: Wie ging es in jenem Jahr 1913 zu, als man nicht wusste, was 1914 geschehen würde. Ich hab mir also die Quellen angesehen, dadurch ist in meinem Buch eine eigene, „naive“ Dynamik entstanden, mit einer Spannung für den Leser, der sehr wohl weiß, was nachher geschah.

STANDARD: Nun zu möglichen Unterschieden bei Ihnen: In Mortons Buch gibt es ein Zentrum des Kräfteparallelogramms vor dem Ersten Weltkrieg, nämlich Wien. Bei Ihnen scheint es so einen Fokus nicht zu geben.

Illies: Ich kenne die damalige Berliner Situation – um Gottfried Benn oder Ernst Kirchner – sehr gut und auch die Münchner Verhältnisse rund um Thomas Mann. Darum habe ich auch diese beiden deutschen Städte in den Fokus genommen. Doch das Zentralgestirn ist Wien. Und mein Buch ist auch



Florian Illies und Frederic Morton (re.).



eines über das alte Europa – seinen Reichtum, seine Vernetzung und die Transnationalität der großen Kulturschaffenden in den verschiedensten Städten.

STANDARD: Herr Morton, Sie schreiben, dass überall Jubel herrschte und auch Menschen wie Kokoschka, Schönberg, sogar Freud von dieser Stimmung beseelt waren.

Morton: Oder auch Rilke, der früher einmal geschrieben hatte, das Einzige, das ihn an Deutschland binde, sei die Sprache, und der nun ein großes Kriegsgedicht verfasste. Oder Thomas Mann, der mit seinem Bruder Heinrich heftig stritt, weil er so stolz war, Deutscher zu sein. Trotzki beschrieb in seiner Autobiografie den Maiaufmarsch 1914, wo die Arbeitermassen mit der Losung „Brot und Frieden“ auf der Wiener Ringstraße unterwegs waren, und wie sie keine drei Monate später mit dem Slogan „Alle Serben müssen sterben!“ marschierten. Das alles, weil in einem Zeitalter des Individu-

dualismus – der gerade damals besonders prononciert war – jeder auf sich selbst gestellt war und zugleich ein starkes Bedürfnis hatte dazuzugehören. Wie Max Weber einmal dem Sinn nach sagte, Geschichte ist ein Netz unbeabsichtigter Folgen. Das Nichtwissen der Leute 1913, von dem Sie, Herr Illies, sprechen, hat sich immer wieder wiederholt. Wir leben immer im Jahr 1913.

Illies: Auch in dem Buch des australischen Historikers Christopher Clark (siehe auch Interview Seite 3) mit dem deutschen Titel *Die Schlafwandler* ist von einer Naivität der Politiker die Rede. Sie hätten mit dem Feuer gespielt, aber nicht den Wunsch gehabt, alles in Brand zu setzen. Im Bereich der Kunst und der Literatur, mit dem ich mich hauptsächlich beschäftige, gab es hypersensible

Unvermeidbares. Mit welchen dieser Versuche können Sie am ehesten etwas anfangen?

Morton: Die Absicht der österreichischen Regierung war folgende: still und heimlich einen Monat lang ein Ultimatum zu verfassen; es ganz plötzlich zu überreichen und dabei zu wissen, dass es unannehmbar war. Man rechnete mit einer schnellen Strafexpedition, während die anderen Mächte in den Sommerferien überrascht und nicht reagieren würden. Das ging schief, weil der kleine Funken übersprang und die Massen begeistert waren, dass sich die ganze Spannung, die sich durch ihre Lebensart aufgestaut hatte, entladen konnte. Sie tanzten auf dem Vulkan, weil sie dachten, das würde sie befreien.

STANDARD: Was würden Sie zu dieser Gemengelage sagen, Herr Illies? Musste es so kommen?

Illies: Meine Beschäftigung mit dem Jahr 1913 hat dazu geführt, dass ich auf die Frage keine Antwort geben möchte. Wenn man sich in die Geschichte hineinverortet: Da gibt es derart viele dieser gleichzeitigen Dynamiken, dass man jeder Form der Festlegung gegenüber skeptisch bleiben muss. Ich kann nur feststellen: Dass es zu diesem Krieg kommen würde, war aus der Sicht von 1913 nicht absehbar. Wenn man auf bestimmte Parameter schaut, deutete es sich an. Wenn man auf andere schaut, dann nicht. Trotzdem ist man nachher geneigt, Kausalketten zu ziehen, die nur deswegen gezogen werden, weil der Krieg eben gekommen ist.

STANDARD: Es sind jetzt 100 Jahre vergangen. Das mag ein dem Dezimalsystem geschuldeter Anlass sein, aber dennoch einer, der zum Rückblick Anlass gibt. Gibt es etwas, das zum Vergleich oder zum daraus Lernen berechtigt?

Illies: Ich glaube, solche historischen Anlässe bieten zum Glück die Möglichkeit, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Wir beschäftigen uns ja auch mit der Völkerschlacht bei Leipzig 1813, und im selben Jahr wurde Georg

Büchner geboren. Das alles ermöglicht einer Gegenwart, sich neu zu positionieren. Die Vergangenheit wird immer wieder neu interpretiert und natürlich immer aus der eigenen Perspektive heraus. Das heißt, wenn ich jetzt zu meiner Freude sehe, dass mein Buch in verschiedenen europäischen Ländern erscheint, dann steht da etwa als Untertitel *Das letzte goldene Jahr des alten Europa*.

In der derzeitigen ungeklärten europäischen Lage wird also im Rückblick klar, dass es damals eine kultureuropäische Verbindung zwischen den Ländern gegeben hat. Wir offenbaren

hier viel von unseren gegenwärtigen Sehnsüchten und Verwirrungen. Das finde ich das Positive, dass man in der Gegenwart versucht, die kulturellen Wurzeln wieder kennenzulernen.

Morton: Der große amerikanische Philosoph George Santayana hat einmal gesagt, dass, wer sich nicht an die Vergangenheit erinnern kann, dazu verdammt ist, sie zu wiederholen. Wir sind so besessen von der Zukunft und davon, uns dauernd Neues auszudenken – was ich für eines der Laster unserer Zeit halte. Wenn wir uns mehr an die Fehler der Vergangenheit erinnerten, wären wir besser in der Lage, die Fallen der Zukunft zu vermeiden.

➔ Langfassung des Gesprächs auf derStandard.at/1914

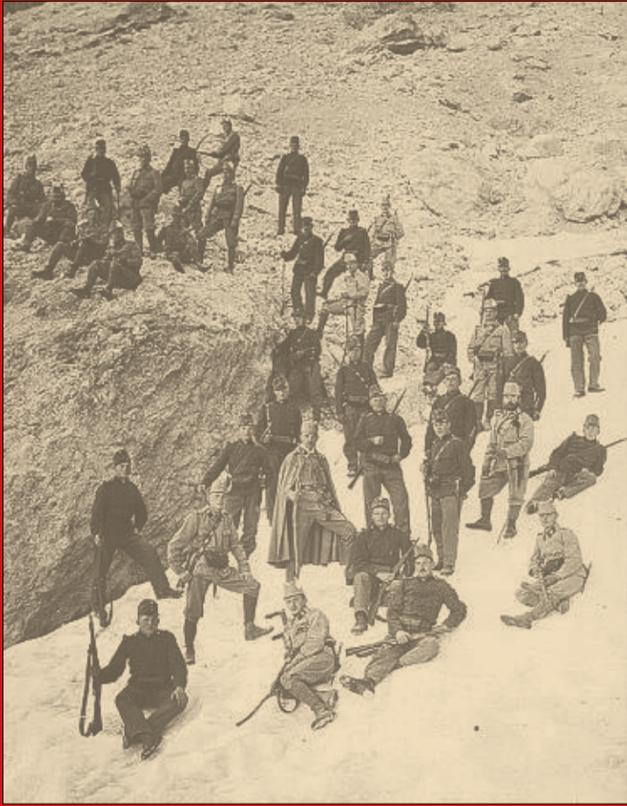
ZUR PERSON

FLORIAN ILLIES (42) ist Journalist, Kunsthistoriker, Sachbuchautor und Kunsthändler. Er war Feuilletonredakteur bei der „FAZ“ und der „Zeit“, hat das Kunstmagazin „Monopol“ gegründet und wurde mit dem Buch „Generation Golf“ bekannt. Er lebt in Berlin.

FREDERIC MORTON (89) ist Schriftsteller und Sachbuchautor. Er veröffentlichte u. a. über österreichische Geschichte, die Rothschilds und die Geschichte seiner Familie („Ewigkeitsgasse“). Als Fritz Mandelbaum geboren, musste er mit seiner Familie 1939 Wien verlassen. Er lebt in New York.

Fotos: Newald, Villa Grisebach

Die Sozialdemokratie und das Blut von Millionen Proletariern



Erinnerte Familiengeschichte von STANDARD-Lesern: Christian Schweigers Großväter waren beide im Krieg, sein Vater sammelte auf Flohmärkten Fotos dazu (li. und oben). Karl Oelmann (re.), Peter Landrichters Großvater, diente u. a. am Isonzo in der k. u. k. Kraftfahrzeugtruppe. Kindheit im Krieg dokumentiert das Bild von Michael Fitzka auf Seite 46. Es zeigt seinen Vater 1915 als Fünfjährigen in „Montur“ vor einem Wärterhäuschen in Wien: „25 Jahre später trug er wieder Uniform – dann nicht mehr als Verkleidung.“

➔ Mehr Leser-Fotos auf: dst.at/SchwerpunktFotos



Fotos: Christian Schweiger, Peter Landrichter

Wir fühlten dunkel, dass es so kommen würde

Die österreichischen Sozialdemokraten und die Sozialistische Internationale konnten die rasende Fahrt ins große Blutbad nicht stoppen. Sie waren zu verzagt, zu pessimistisch und zu blind, um die Zeichen der Zeit richtig zu deuten.



Lutz Musner

Christopher Clark hat jüngst in seinem Buch über die Ursachen für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges die These aufgestellt, dass eine genauere Analyse der europäischen Politiker, Diplomaten und wirtschaftlichen Schlüsselakteure angesichts der multiplen Krisen und Kriege im Vorfeld von 1914 zeige, dass sich diese wie Schlafwandler verhalten hätten. Gilt seine Schlafwandler-These auch für die Partei Victor Adlers, die SDAP?

Nachdem die reichsdeutsche sozialdemokratische Partei 1875 gegründet worden war, folgte um die Jahreswende 1888/1889 im niederösterreichischen Hainfeld der Beschluss über das Gründungsprogramm der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs SDAP. Deren führender Kopf Victor Adler hatte es ausgearbeitet. In der „Prinzipienklärung“ hielt man fest, dass dem wissenschaftlichen Sozialismus die wesentliche Rolle im Klassenkampf und bei der Befreiung des Proletariats zukommen müsse. Des Weiteren wurde auch die Umwandlung des Heeres in ein Milizsystem gefordert, denn die Ursache der beständigen Kriegsgefahr sei im stehenden Heer zu suchen.

Anlässlich der Internationalen Konferenz der Sozialisten in Brüssel am 12. Oktober 1908, die infolge der Annexionskrise von Bosnien-Herzegowina einberufen worden war, betonte Adler im Namen der österreichischen Sozialdemokratie die entschiedene Ablehnung der Annexion und unterstrich das Recht auf die Eigenständigkeit aller Balkanvölker. Wenige Monate später bekräftigte er seine Haltung in einer Friedenskundgebung im Abgeordnetenhaus am 26. März 1909 und betonte nachdrücklich, dass die So-

zialdemokraten keinen Krieg wollten.

Adler bestätigte damit die Beschlüsse, die ein Jahr zuvor gefasst wurden. Denn schon am Stuttgarter Kongress der Zweiten Sozialistischen Internationale im Jahr 1907 stand die Frage des Militarismus und der internationalen Konflikte als erster Punkt auf der Tagesordnung. Nach heftigen Debatten, vor allem zwischen der deutschen und französischen Delegation, hatte man sich einstimmig dazu bekannt, dass im Kriegsfall die arbeitenden Klassen und ihre parlamentarischen Vertreter in den betroffenen Ländern verpflichtet seien, alles zu tun, um durch die ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel einen Kriegsausbruch zu verhindern.

„Gewaltigste Erschütterung“

Als einer von Wenigen erkannte der herausragende Intellektuelle der österreichischen Sozialdemokratie Otto Bauer schon im Verlauf des Balkankrieges 1912 das immense Gefahrenpotenzial, das die Krisenregion in sich barg. Er schrieb: „Sind Deutschland, Frankreich und England einig, dann diktieren sie den Frieden. Sind sie es nicht, dann droht die Gefahr, dass der Zusammenbruch der Türkei nach kurzem Zwischenspiel zum Weltkrieg führt. Dann war der Balkankrieg nur das kleine Vorspiel furchtbarster Kriegsgräuelp, dann naht der ganzen kapitalistischen Welt die gewaltigste Erschütterung.“

Das Unheil nahm mit der Ermordung Erzherzog Franz Ferdinands seinen Anfang. Der Sozialdemokrat Julius Braunthal schilderte die damalige Stimmungslage seiner Parteigenossen angesichts des Attentats: Zwar hätte die Nachricht wie ein Blitz eingeschlagen, aber großes Bedauern sei nicht zu spüren gewesen. Zu

sehr hätte der Thronfolger das reaktionäre Element in der Innenpolitik und einen aggressiven Kriegswillen in der Außenpolitik verkörpert. Aber sollte man angesichts der Kriegspartei am Wiener Hof erleichtert sein? Würde dieser radikale Flügel den Fürstenmord zum Anlass für einen Krieg gegen Serbien nehmen? „Es schien uns unvorstellbar, dass Millionen sterben sollten, um den Tod eines Mannes zu sühnen, der stets bereit war, Millionen in den Tod zu schicken. Eine absurde Vorstellung. Und doch fühlten wir dunkel, dass es so kommen würde.“

In den sozialistischen Parteien weltweit dachte niemand ernstlich daran, dass Deutschland wegen Österreichs Lokalkonflikt mit Serbien einen Krieg gegen Russland und damit gegen Frankreich und England riskieren würde. In Österreich hingegen schätzten viele Sozialisten die Lage wesentlich dramatischer ein. Der anhaltende Nationalitätenkonflikt und der nur oberflächlich kalmierte Balkan ließen – so Braunthal – das Gefühl aufkommen, dass sich die Spannungen „in einer katastrophalen Explosion lösen“ könnten.

Am 28. Juli 1914 trat nun das wirklich ein, was sich keiner so recht hatte vorstellen wollen: Österreich-Ungarn erklärte Serbien den Krieg, und Kaiser Franz Joseph vertraute in seinem Manifest darauf, dass seine Völker für die Ehre, die Größe und die Macht des Vaterlandes zu schwersten Opfern bereit

sein würden. Die Parteivertretung der deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei appellierte: „Arbeiter und Arbeiterinnen! Bleibt treu eurer Sache, treu der Sache des arbeitenden Volkes! Dann werden wir nach dem Krieg stark genug sein, dafür zu sorgen, dass das neue Österreich werde, was es sein soll: Heimstätte freier Völker, ein fruchtbarer Boden für die befreiende Arbeit des Proletariats.“

Unwilliger Adler

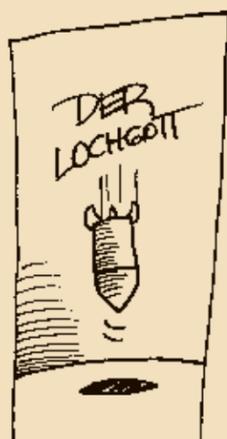
Am 29. Juli 1914 versammelten sich führende Sozialdemokraten Europas zur vom Internationalen Sozialistischen Bureau (ISB) nach Brüssel einberufenen Sitzung. Dort stießen die Aussagen Adlers die Teilnehmer vor den Kopf. Denn er hatte ohne Umschweife erklärt, dass seine Partei dem Krieg Österreichs gegen Serbien aufgrund des Ausnahmegesetzes vom 25. Juli 1914 nichts entgegensetzen und nur darauf bedacht seien könne, die bestehenden Arbeiterorganisationen zu retten.

Wenige Tage später in Wien erinnerte Adler an den Verlauf der Sitzung des ISB, wo man noch hoffte, einen Krieg hintanzuhalten. Er sprach über den furchtbaren Konflikt, der den deutschen und österreichischen Proletariern auferlegt sei, denn man könne den Millionen von Proletariern im Feld jene Mittel nicht verweigern, um sich selbst zu wehren und zu verhindern, dass der Krieg auf eigenem Boden geführt werde.

Im Rückblick resümiert Julius Braunthal, dass das Unvermögen der europäischen Sozialisten, vor allem der österreichischen, die Zeichen der Zeit richtig zu deuten, ein wahres Verhängnis gewesen sei. Hätten die Österreicher die Zweite Sozialistische Internationale rechtzeitig gewarnt, dann wäre es vielleicht möglich gewesen, eine gemeinsame mächtige Widerstandsbewegung gegen die Kriegsgefahr zu entfesseln.

In einem indirekten Sinne kann man die Partei Adlers im Juli 1914 somit sehr wohl als politisch somnambul bezeichnen. Sie hatte allzu große Hoffnungen in den Zusammenhalt der sozialistischen Parteien Europas gesetzt und mit deren Unterstützung von außen für das gerechnet, was man innenpolitisch unter dem Diktat des Ausnahmegesetzes nicht durchsetzen konnte. Die Juli-Krise verlief so in zutiefst Musil'scher Ironie als „Gefilz“ von Zuversicht und Verzagttheit, politischen Kalkülen und Fehleinschätzungen, euphorischer Friedensillusion und tiefem Pessimismus. Dieses Gefilz bestimmte die hohe Politik ebenso wie die Sozialistische Internationale. Adlers innigste Hoffnung, einen Krieg vermeiden zu können, war endgültig an der „Realpolitik“ der Monarchie und der Großmächte gescheitert.

LUTZ MUSNER ist stellvertretender Direktor des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften in Wien.



WENN ICH MIR EURE WELT SO ANSEHE KANN ICH MIR KAUM VORSTELLEN, DASS DARUM KRIEGE GEFÜHRT WURDEN ..

Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)



Spiele I „Russentod“, „Mörserbatterie“, „Die Eroberung von Peking“: Kinderspiele und Weltkriegspropaganda auf Spielbrettern und Spielkarten. **S. A 3**

Essay „Eher Brech- als Lebensmittel“: In der Mangelwirtschaft spielten Ersatzstoffe eine große Rolle. **S. A 4**

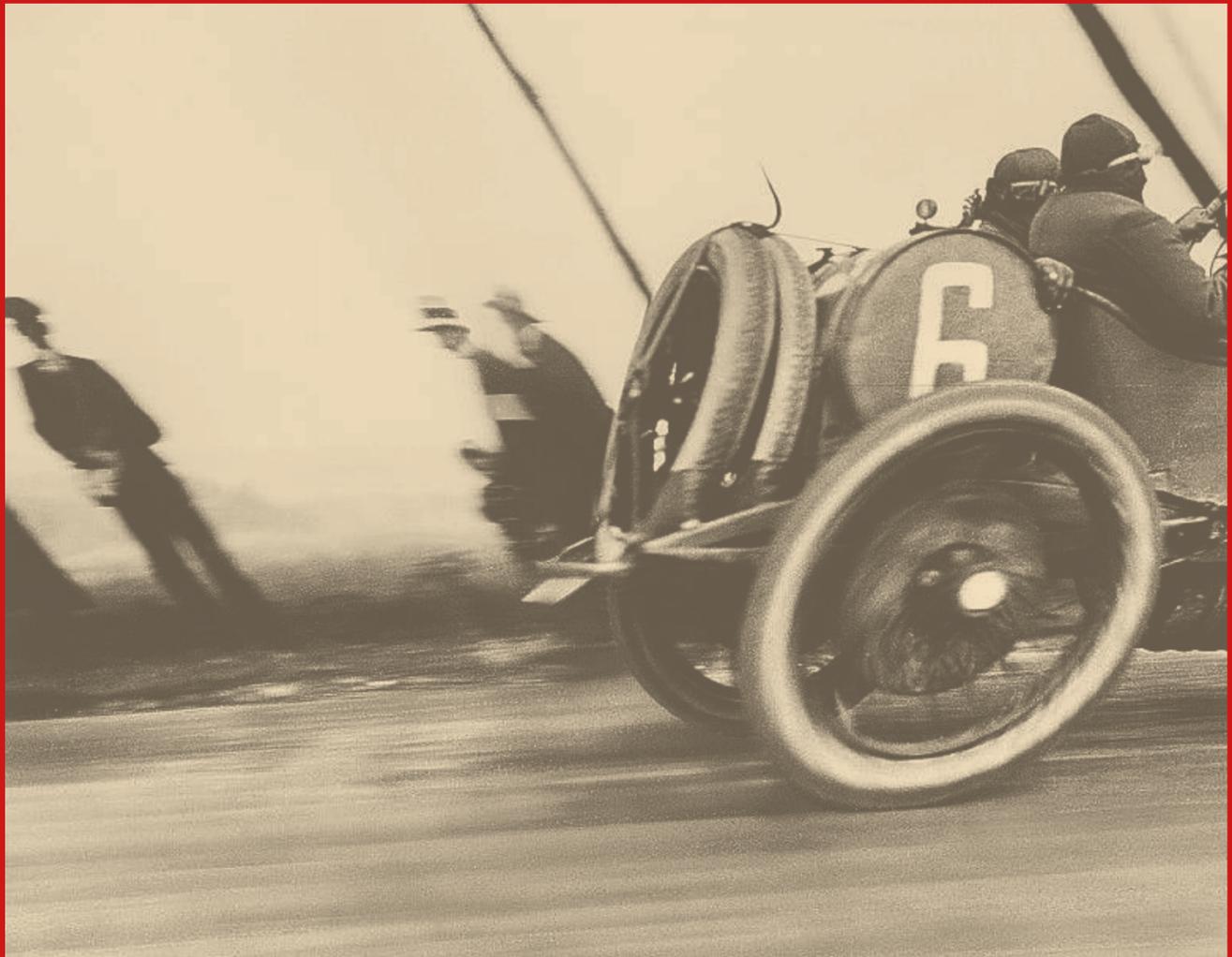
Kunstmarkt Die Wiener Werkstätte gewann viele Schlachten – auch mit patriotischen Botschaften. **S. A 5**

Reise Ein Postskriptum zur österreichischen Adria, aufgezeichnet auf dem Rilke-Weg in Duino. **S. A 6**

Spiele II Schachweltmeisterschaft in Chennai, dritter Teil: Magnus Carlsen siegte, Anand war tapfer, blieb aber unerleuchtet. **S. A 8**

Bücher zum Weltkrieg Über den Kollaps des britischen Empire, Conrad von Hötzendorf, junge Juden an der Front und vieles mehr. **S. A 8 – A 11**

Ich frage mich ... Der Historiker Valentin Gröbner fragt sich: „Was erzählen uns diese Feldpostkarten?“ **S. A 12**



„Das Foto, das er erst für misslungen hält, wird Jacques-Henri Lartigue berühmt machen.“
Foto: Ministère de la Culture-France/AAJHL/ Stiftung Lartigue

Im Rausch der Beschleunigung

Alles dreht sich, alles bewegt sich, alles rast in einem immer schnelleren Tempo dahin: über die turbulenten Jahre vor 1914 – und wie sie unserer Gegenwart in vielfacher Hinsicht ähneln.

Von Philipp Blom

Sie stehen entlang einer baumgesäumten Straße, die meisten von ihnen Männer und Jungen, voller Erwartung. In der bedrückenden Sommerhitze sehen sie die gerade Linie der Landstraße entlang, bis sie sich am Horizont verliert. Ein leises Summen wird hörbar. Ein Auto erscheint zwischen den Baumkolonnen, klein und von einer Staubwolke umgeben, größer werdend, immer größer, mit jeder vergehenden Sekunde. Es rast auf die Betrachter zu, angezogen von seinem mächtigen Motor, immer lauter röhrend, eine Vision geballter Macht.

Einer der Zuschauer, ein achtzehnjähriger Junge, hält eine Kamera in der Hand und macht sich auf den Moment bereit, auf den er gewartet hat. Konzentriert sieht er

durch den Sucher. Er kann den Fahrer und seinen Passagier hinter der riesigen Motorhaube sehen, die Nummer sechs, die auf den Tank gemalt ist, er fühlt die Schockwelle des Lärms und der Motorenkraft, als das Fahrzeug an ihm vorbeirast. In diesem Moment drückt er auf den Auslöser.

Als er das Bild entwickelt, das er am 26. Juni 1912 auf dem französischen Grand Prix Autorennen gemacht hat, ist der junge Fotograf enttäuscht. Der Rennwagen Nummer sechs ist nur halb im Bild, der Hintergrund verwischt und seltsam verzerrt. Er legt den Abzug zur Seite. Sein Name ist Jacques-Henri Lartigue. Das Foto, das er für misslungen hält, wird vierzig Jahre später im New Yorker Museum of Modern Art ausgestellt werden und ihn berühmt machen. Ohne es gewollt zu haben, hat er die vibrierende Energie und die Geschwindigkeit eingefangen, die so kennzeichnend waren für die Jahre zwischen 1900 und 1914.

Heute sehen wir die Zeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges oft als Idyll, eine Zeit vor dem Sündenfall, die gute alte Zeit, die Belle Époque. Sie wird in auf-

wändig ausgestatteten Kostümfilmern als eine intakte Gesellschaft zelebriert, die doch unaufhaltsam einem Weltkrieg entgegengetrieben wurde, an dem sie zerbrechen musste. Nach diesem Krieg, so diese Lesart der Geschichte, erhob sich der Phönix der Moderne aus der Asche der alten Welt.

Die meisten Menschen, die das Jahr 1900 erlebt haben, würden sehr erstaunt sein über diese nostalgische und verklärende Interpretation ihrer Epoche. Ihren eigenen Briefen, Tagebüchern, Zeitungen und Romanen nach zu urteilen war ihre eigene Erfahrung dieser Zeit gekennzeichnet von Unsicherheit und Erregtheit, eine rohe, kraftvolle Lebenswelt, die unserer eigenen in vielerlei Hinsicht ähnlich ist: „Man hat den Eindruck, als säße man in einem Eisenbahnzuge von großer Fahrgeschwindigkeit, wäre aber im Zweifel, ob auch die nächste Weiche richtig gestellt werden würde“, schrieb Max Weber vor dem Krieg.

Damals wie heute waren tägliche Gespräche und Presseartikel dominiert von neuen Technologien, der Globalisierung, Terrorismus, neuen Formen der Kommu-

nikation und den Veränderungen im Sozialgefüge; damals wie heute waren Menschen überwältigt von dem Gefühl, dass sie in einer beschleunigenden Welt lebten, die ins Unbekannte raste.

Jacques-Henri Lartigue, ein Junge, der schnelle Autos und Geschwindigkeit liebte und versuchte, sie mit der Kamera einzufangen, spiegelt die Faszinationen einer Epoche wider, deren Volkshelden Rennfahrer waren, in der praktische jede Woche neue Geschwindigkeitsrekorde aufgestellt und gebrochen wurden und neue Technologien, in seinem Fall eine billige, tragbare Kamera, das Leben von Millionen unwiderruflich veränderten.

Niemals zuvor hatte die Technologie das Leben von Millionen von Menschen so stark und so unmittelbar verändert. Überall in der westlichen Welt stieg die industrielle Produktion explosionsartig an, und das Leben in einem globalisierten Markt war längst Realität. Schon um 1910 importierte Großbritannien 80 Prozent seines Fleischbedarfs und 60 Prozent seines Getrei-

des aus Kanada, Australien, Neuseeland, Argentinien und Russland. Auch andere europäische Industrieländer waren für ihre landwirtschaftlichen Produkte auf Importe angewiesen. Einzige Ausnahme: das noch immer überwiegend ländliche Österreich-Ungarn, der einzige europäische Nettoexporteur von Getreide.

Die Großstädte zogen Millionen von Menschen an mit dem Versprechen von Arbeit, von einem besseren, neuen Leben. In der Stadt musste jeder Neuankömmling sich neu erfinden. Nehmen wir ein Beispiel. Ein Bauer aus dem Languedoc in Südwestfrankreich kommt nach Paris, um bei Renault zu arbeiten. Nennen wir ihn Pierre. In seinem Heimatdorf wurde er so genannt, weil auch schon sein Großvater so hieß, und eigentlich sollte er den Hof übernehmen. Aber die landwirtschaftlichen Importe bedeuten auch, dass die gesunkenen Preise für Getreide jetzt nicht mehr für alle Familienmitglieder genug abwerfen. Der Graf, Monsieur le Conte, der in einem he-

„Man hat den Eindruck, als säße man in einem Eisenbahnzuge von großer Fahrgeschwindigkeit, wäre aber im Zweifel, ob auch die nächste Weiche richtig gestellt wurde.“

► Fortsetzung auf Seite A 2

WIE WIRKT 1914 NACH?



▷ Fortsetzung von Seite A 1

runtergekommenen Schloss über dem Dorf lebt, ist hier immer noch die wichtigste Respektsperson.

Pierre ist Protestant, weil alle in seinem Dorf Protestanten waren, und wäre er geblieben, hätte er ein Mädchen aus dem Nachbardorf geheiratet und wäre wahrscheinlich nie mehr als zehn Kilometer von seinem Dorf weggekommen. Jetzt aber ist er in der Großstadt, am Fließband einer Autofabrik. Hier gelten seine Herkunft, seine Religion, sein Hof und Monsieur le Conte wenig. Dafür beginnt er sich für Politik zu interessieren, tritt einer Partei bei, liest Tageszeitung, fiebert mit dem Schicksal eines Fußballclubs mit – vielleicht den Girondins Bordeaux, aus Nostalgie für seine südliche Herkunft. Schon von Berufs wegen interessiert er sich brennend für Autos und verfolgt die großen Rennen, deren Fahrer seine Helden sind.

Der junge Automobilmonteur wird Mitglied eines Vereins (ein Chor, Kaninchen- oder Taubenzüchter) und heiratet eine junge, katholische Frau aus der Bretagne, die in einer Textilfabrik arbeitet und die er sonst nie getroffen hätte. Sein neues Leben ist ein Mosaik aus identitätsstiftenden Fragmenten. Als Pierre und seine Frau Jeanne ihre erste Tochter bekommen, nennen sie das Kind mutig Olympe, nach der Revolutionärin Olympe de Gouges. Der erste Sohn heißt Louis – nicht nach einem König, sondern nach einem Rennfahrer. Sie werden keine weiteren Kinder bekommen, obwohl sie beide aus großen Familien stammen: In der Stadt sind Kinder eine Bürde, denn alles kostet Geld, und wenn Jeanne nicht arbeitet, hat die Familie nicht genug zu essen. Anders als auf dem Land ist Geld der Faktor, der alles bestimmt. Sie haben mehr Freiheiten als ihre Eltern, selbst zu entscheiden, wer sie sein wollen, aber sie sind völ-

lig abhängig von ihrem mageren Lohn, für den sie so hart schuften müssen wie früher auf dem Feld. Eine Generation zuvor wäre all das unmöglich gewesen.

Während die Fabriken aber das Leben der Arbeiter völlig revolutionieren, führt die Massenproduktion auch zur Erfindung einer neuen Menschenart: Der Konsument ist in der Geschichte angekommen. Kaufhäuser werden gegründet und bieten massenproduzierte Waren an. Harrods in London hat bereits einen 24-Stunden-Telefonbestellservice, Au Bon Marché in Paris verschickt jährlich eine Million Kataloge, in den USA ist der Sears-Katalog nach der Bibel das am weitesten verbreitete Buch und wird in Grundschulen zum Lesen verwendet.

Der Sears-Katalog als Bibel

Pierre und Jeanne haben wenig Gelegenheit, am neuen Konsumrausch teilzunehmen, aber immerhin reicht es für einen Anzug und ein Kleid aus Kunstseide, in dem sie sich fast so fühlt wie die vornehmen Damen. Die Kleider kommen von der Stange und werden (auch von Jeanne, die Näherin ist) in statistisch ermittelten Standardgrößen hergestellt. Statistiker werden unentbehrlich für die Planung und Verwaltung von Industrie und Großstadtleben.

Der junge Jacques-Henri Lartigue ist auf der Sonnenseite der Gesellschaft geboren. Seine Familie ist wohlhabend, und er kennt Menschen wie Pierre und Jeanne höchstens als Chauffeur oder Hausmädchen, aber er ist längst Teil derselben Welt. 1902 bekommt der Achtjährige seine erste Kamera, einen billigen Handapparat, kinderleicht zu bedienen, keines der riesigen Monster mit Stativ. Wie viele Jungen ist er von Autorennen begeistert. An einigen der Wagen, deren Ergebnisse er in den Sportseiten von *Le Petit*

Journal (Auflage: eine Million) verfolgt, hat Pierre mitgeschraubt.

In der globalisierten Welt vor 1900 verband ein Autorennen aber nicht nur einen anonymen Arbeiter mit einem Kind der gehobenen Mittelklasse. Die Verbindungen zogen sich viel weiter – bis hin zur größten Tragödie dieser Epoche. Der Boom der Mobilität hing besonders an einem Rohstoff: Kautschuk für die Erzeugung von Gummireifen. Wie oft in kapitalistischen Verhältnissen war die Nachfrage danach innerhalb von kürzester Zeit explodiert, und der große Gewinner der Stunde war König Leopold II. der Belgier, der einen großen Teil des kautschukreichen Kongo als persönlichen Besitz beanspruchte und seinen Marktvorteil maximieren wollte.

Leopolds Agenten nahmen Hunderttausende von Frauen und Kindern gefangen und zwangen die Männer so, im Urwald Kautschuk zu ernten und abzuliefern. Wer nicht genug erntete, wurde ausgepeitscht oder grausam ermordet, zahllosen Menschen wurden die Hände abgehakt, die Gefangenen wurden dem Verhungern überlassen. Wenn ein Dorf sich wehrte, wurde es ganz ausgelöscht. Die Söldner waren angewiesen, die Hände ihrer Opfer zu räuchern und mitzubringen, damit die zentrale Behörde sicher sein konnte, dass keine Munition verschwendet wurde. Historiker schätzen heute, dass unter Leopolds Herrschaft etwa zehn Millionen Menschen im Kongo ermordet wurden. Das so zusammengeraffte Vermögen erlaubte es dem König, Prachtbauten in Belgien zu errichten. Seine Nachkommen regieren noch heute, Reiterstatuen von Leopold II. zieren öffentliche Plätze, das Thema wird in belgischen Schulen kaum angesprochen und ist in der belgischen Öffentlichkeit tabu.

Um 1900 ging die vielleicht profundeste Umwälzung in der Le-

benserfahrung der Europäer der Wandel im Verhältnis zwischen Männern und Frauen vonstatten. Für die Eltern des kleinen Jacques ist es einfach, ein bürgerliches Rollenverständnis weiterzuleben, bei Pierre und Jeanne ist das anders. Der Lohn eines Fabrikarbeiters reicht nicht, um seine Familie zu ernähren. Auch die Frauen gingen in die Fabrik, begannen sich zu organisieren. Der Erfolg der Suffragetten, die in Großbritannien das Wahlrecht für Frauen forderten, wäre ohne Textilarbeiterinnen in Nordengland nicht möglich gewesen.

Frauen verdienen Geld (das übrigens nach den Gesetzen der meisten Länder ihren Männern gehörte), sie arbeiteten und bekamen weniger Kinder. Sexualität und Kinderkriegen dividierten sich auseinander, auch durch ein weiteres industrielles Produkt: Kondome aus vulkanisiertem Gummi (der Kongo, schon wieder). Schon vor 1914 wurden so patriarchalische Strukturen von Frauen infrage gestellt, die erstmals in der europäischen Geschichte in größerem Rahmen Zugang zu Bildung hatten (die Universität Zürich erlaubte Frauen bereits zu promovieren, als sie in Wien nicht einmal als Studentinnen zugelassen waren) und nicht nur das Wahlrecht verlangten, sondern manchmal sogar eine völlige Umgestaltung der Gesellschaft.

„Männerkrankheiten“ heilen

Feministinnen wie die Österreicherin Rosa Mayreder wiesen darauf hin, dass die traditionellen männlichen Qualitäten in einer Industriegesellschaft bedeutungslos waren. Männer reagierten oft aggressiv und verunsichert; nie zuvor sah man auf den Straßen so viele Uniformen, nie zuvor wurden so viele Duelle ausgefochten, nie zuvor gab es so viel Werbung für Behandlungen, die versprachen, „Männerkrankheiten“ und „Nervenschwäche“ zu heilen, und nie zuvor wurden so viele Männer mit „Nervosität“ in Sanatorien und Krankenhäuser eingewiesen.

Um 1900 drückte sich die Unsicherheit über die männliche Identität auf vielfache Weise aus: Der Rückgang der Geburtenraten, besonders in der bürgerlichen Schicht, war ein viel diskutiertes Indiz, das Polemiker dazu verleitete zu behaupten, „zivilisierte“ Weiße würden von den „niederen Klassen“ und dunkelhäutigen Menschen der Kolonien verdrängt werden – eine Debatte, die in der manchmal hysterischen Polemik über Geburtenraten von muslimischen Immigranten in Europa und über die sinkende Fruchtbarkeit von Männern in der industrialisierten Welt ihren Nachhall findet.

Die Angst der Männer war aber nicht nur eine Reaktion auf das neue Selbstvertrauen vieler Frauen, es war auch eine Antwort auf die Geschwindigkeit, mit der sich

die Welt allgemein veränderte. Beschleunigung, Erregung, Angst und Schwindelgefühle waren Themen, die zwischen 1900 und 1914 immer wiederkehrten.

Als Jacques-Henri Lartigue das Foto vom Rennwagen Nummer sechs entwickelte, war er enttäuscht. Der Auslöser war zu langsam gewesen, seine Bewegung zu abrupt, das Bild seltsam verzerrt. Erst sechs Jahrzehnte später, als

„Feministinnen wie die Österreicherin Rosa Mayreder wiesen darauf hin, dass die traditionellen männlichen Qualitäten in einer Industriegesellschaft bedeutungslos waren.“

Lartigue längst ein berühmter Fotograf geworden war, wurde die verwickelte Aufnahme als Emblem ihrer Epoche verstanden. In einer Zeit, in der die alten Sicherheiten verzerrt und verbogen wurden und das

Neue mit unaufhaltsamer Geschwindigkeit in die Zukunft raste, war dieser Schnappschuss der perfekte, wenn auch unfreiwillige Ausdruck eines Lebensgefühls.

Die neue, rasende Welt vor 1914 hat überraschende Parallelen mit der Gegenwart. Von den Großstädten ausgehend, manifestierte sich eine Massengesellschaft mit ganz neuen Möglichkeiten, deren Anforderungen aber auch immer mehr Menschen überforderten. Mit dem modernen Leben kamen die Krankheiten der Moderne: Hunderttausende von Frauen und besonders von Männern klagten über Neurasthenie, nervöse Erschöpfung, in einer Welt, die immer anonym, schneller, erbarmungsloser wurde.

Unsere eigene Welt und ein großer Teil der Ungewissheit, die wir heute spüren, erwachsen aus Erfindungen, Gedanken und Veränderungen jener ungeheuer kreativen fünfzehn Jahre. In vieler Hinsicht war Rest des Jahrhunderts wenig mehr als eine Abwicklung dieser Möglichkeiten, die manchmal wunderbar und manchmal schrecklich waren. Von Europas zweitem Dreißigjährigen Krieg 1914–1945 zur Globalisierung, von der Kernkraft zur Konsumgesellschaft, von der europäischen Einigung bis zur feministischen Revolution – wir sind die Erben der gigantischen Transformationen, die das rasende Europa in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts durchlebte.



Philipp Blom ist Historiker, Journalist und Autor. Sein Buch „Der taumelnde Kontinent“ (Hanser 2009), in dem

er sich mit der Ära vor dem Ersten Weltkrieg befasst, ist Grundlage der gleichnamigen TV-Produktion, die der ORF am 13. und 20. Dezember jeweils um 22.25 in ORF 2 ausstrahlt. Foto: Peter Rigaud

ALBUM

Mag. Christoph Winder (Redaktionsleitung) Sekretariat: Bettina Fernsebner-Kokert E-Mail: album@derStandard.at



„Die rasende Welt vor 1914 hat überraschende Parallelen mit unserer Gegenwart. Unsere eigene Welt und ein großer Teil unserer Unsicherheit erwachsen aus ihr.“ Archivfoto (2007) Aspern Revival, Jochen-Rindt-Gedenkkrennen: Ch. Fischer



DA MUSS MAN DURCH

Die Krisenkolumne von Christoph Winder

Heute Abend gibt es Pandabär süß-sauer. Ein Beitrag zur Bärenkritik.

Wer Hunde und Kinder hasst, kann kein schlechter Mensch sein, heißt ein bekannter Satz des US-Schauspielers W. C. Fields. Auf die österreichische Gegenwart umgelegt, müsste der Satz lauten: Wer Pandabären und Kinder hasst, kann kein schlechter Mensch sein.

Denn: Die traditionell von jedem Felltier faszinierte hiesige Öffentlichkeit ist neuerdings in einem Ausmaß verpandabärsiert, dass man statt „aufganseln“ eigentlich lieber „aufpandeln“ sagen sollte. Kein Tag vergeht, ohne dass sich nicht ein Pandabärenberichtstatter des Langen und Breiten über die „süßen Pan-

dabären“ ausließe, wobei in Wahrheit eh schon jeder die Übersicht verloren hat, ob das schwarz-weiße Vieh in Schönbrenn nun Fu Long, King Kong, Ding Dong oder Ping Pong heißt.

Aber wurscht: Unsere Boulevardzeitungskaiser glauben derzeit offenbar, dass ein Pandabär gamsiger wirkt als selbst Miley Cyrus herself. Ich würde mich keineswegs wundern, wenn ich eines Abends Wolfgang Fellner in einem maßgeschneiderten Pandabärenkostüm über den Naschmarkt schnüren sähe.

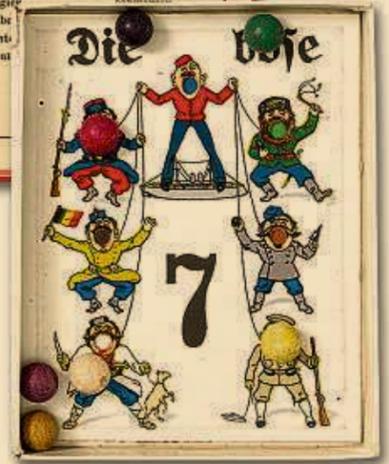
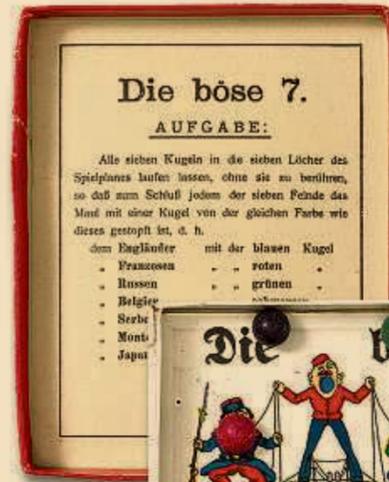
Die Wahrheit über den angeblich „süßen“ Panda ist freilich prosaischer. Erstens ist der Pan-

dabär rücksichtslos, weil er andere liebe Tierbabys (Stinktierre, Nacktmulle, Kreuzottern) brutal aus den Schlagzeilen verdrängt.

Zweitens neigt der Pandabär, seinen Augenringen nach zu urteilen, zum Alkoholismus. Drittens ist er faul, zu faul zum Kopulieren jedenfalls, sonst wäre er ja nicht ständig vom Aussterben bedroht. Anstatt einmal im Sinn der Arterhaltung ein ordentliches Rohr zu verlegen, flätzt er lieber phlegmatisch im wohltemperierten Gehege herum und frisst Eukalyptusblätter. Die onanistische Selbstbezogenheit, die der Dichter Robert Gernhardt in einem legendären Zweizeiler

einem anderen Bären zugeschrieben hat („Der Kragenbär, der holt sich munter / einen nach dem andern runter“) trifft offenbar auf den Pandabären genauso zu.

Daher sollte man den „süßen“ Pandabären nicht hofieren, sondern besser verspeisen. Eine klassische Zubereitungsart ist „Pandabär süß-sauer“: Man nehme zwei bis drei gut abgehängene Pandabären, ziehe sie ab und schnetzle sie. Mit Zwiebeln, Knoblauch, kleingehackten Ananasschnitten und einer Prise Zucker weichbraten. Schmeckt nicht nur bärig, sondern ist auch *das* probate Gegengift gegen die gängige Medienbärenplage.



„Polemos“ (links oben), „Feuernde Mörserbatterie“ (links) oder „Die böse 7“ (rechts oben): Bellizistische Spiele dieser Art sind Echo wie Lautsprecher der Kriegsbegeisterung in Europa, sie erzählen ein dunkles Kapitel aus der Faszinationsgeschichte des Krieges.

Fotos: Wien-Museum

Aufrüstung kakanischer Kinderzimmer

„Wir spielen Weltkrieg“: Unzählige Spiele erzählen ein trauriges, wenig bekanntes Kapitel über Kriegshetze in Europa.
Von Ernst Strouhal

Am Ende, als der vielbeschworene „Geist von 1914“ längst im Gas-krieg verdampft und das Grauen des Krieges für alle sichtbar war, wurden auch die Spiele wieder abstrakt: Das „Wiener Wohlfahrts-bureau“ druckte und verschickte 1917/18 eine Reihe handlicher Taschenspiele. Die Spielfelder der neuen Kreuz- und Quadratspiele bestanden nur noch aus Linien und Punkten, statt in aufwändig gestaltete, farbige Schachteln, die beim Öffnen Aufregung und Abenteuer versprachen, waren die Spiele nun in schmucklose, feldpostgraue Kartonhüllen gepackt. Sie erschienen in der Reihe *Invalidentrost*.

Ein paar Jahre zuvor hatte die Welt der Spiele noch anders ausgesehen. Karl Kraus erwähnte 1915 in *Die Fackel* das Jugendspiel *Wir spielen Weltkrieg!*. Im ersten Akt der *Letzten Tagen der Menschheit* wird es der Lehrer Zehetbauer den Kindern zur Belohnung für Fleiß und gute Sitten empfohlen, ebenso wie das Spiel *Russentod*. Weihnachten steht vor der Tür. Im selben Jahr hatte der Spieleverlag Josef Scholz in Mainz *Feuernde Mörserbatterie* auf den Markt gebracht. Das „zeitgemäße Gesellschaftsspiel für Jung und Alt“ war eine Feierstunde der Artillerie: Auf dem Spielbrett waren Kano-

nen in Aktion, die eine Festung unter Beschuss nehmen und zerstören sollen.

Bellizistische Spiele dieser Art sind Echo wie Lautsprecher der Kriegsbegeisterung in Europa, sie erzählen ein dunkles, kaum bekanntes Kapitel aus der Faszinationsgeschichte des Krieges. Je näher der Krieg rückte, desto stärker wurde in den kakanischen und wilhelminischen Kinderzimmern aufgerüstet. Fast alle prominenten Spiele- und Spielzeugverlage begannen Kriegs- und Propagandaspiele zu produzieren. Etwa ein Fünftel der Gesellschaftsspiele wies kurz vor und zu Beginn des Ersten Weltkriegs einen eindeutigen Kriegsbezug auf, die Mehrzahl der Neuerscheinungen 1914/15 variierte das Thema Krieg. Der Anteil am Gesamtumsatz stieg von etwa zwei auf acht Prozent.

Die Verlage konnten dabei auf die lange Tradition zurückblicken. Die Zinnsoldaten und Ritterburgen, Holzschwerter und Gewehrtrappen bedienten seit Jahrhunderten puerile Fantasien, ebenso die unzähligen *Jeux de la Guerre*, *Games of Bombardement* und *Belagerungsspiele*, in denen die Schlacht Thema ist. Eines der bekanntesten war *Polemos* von Griffith 1888. Die komplexe Schlachtsimulation auf 600 Feldern war unter fachlicher Beratung englischer Militärs entstanden und in ihrer „Boy's Edition“ über Jahrzehnte ein großer kommerzieller Erfolg in England. Bereits um die Jahrhundertwende

bedienten auch einfachere militärische Spiele wie das *Flotten-Spiel*, *Seeschlacht* oder *Die Eroberung von Peking* den Spielmarkt und die Lust auf Exotik und abenteuerliches Leben. *Der kleine Soldat* von Otto Maier (Ravensburger) konnte 1904 noch wie viele andere Spiele auf Deutsch, Französisch und Englisch erscheinen. Die ludische Musterung der Kinder des Fin de Siècle kannte noch keine sprachlichen oder nationalen Grenzen.

Man schießt, trifft, greift an

Zusehends wurde das Publikum allerdings auf Vaterlandstreue eingeschworen, Feindbilder wurden in den Erzählungen der Gesellschaftsspiele konstruiert und durch karikatureske Grafiken eingeebnet. Effektiver als mit anderen Propagandamedien gelang es durch die scheinbar harmlosen Spiele, direkt in die Familien vorzudringen. Überzeugt wurde natürlich niemand, aber allein die Anwesenheit der Spiele stimmte ein bzw. schüchterte ein.

Die politische Instrumentalisierung der Spielwelten betraf alle Genres. Brettspiele wie *Der Völkerkrieg* oder das U-Boot-Spiel *Der gute Kamerad* (1915) ästhetisierten das Kriegsgeschehen und beförderten die soldatischen Tugenden des Gehorsams, der Disziplin und Treue. Puzzles und Kartenspiele wie das *Weltkrieg-Quartett* oder das *Quartett der Fürsten*, Feldherrn und Helden des großen Völkerkampfes lehrten eine neue

Auffassung von Geschichte: Ab nun marschierten österreichische und deutsche Soldaten lachend Hand in Hand, die Generäle beider Heere waren immer schon Blutsbrüder gewesen.

Auch die Firma Märklin passte ihr Sortiment dem neuen Markt an. Der Katalog für 1915 vermittelte detailliertes Wissen über das Waffenarsenal der Achsenmächte und ihre technische Überlegenheit. Der Käufer konnte wählen zwischen funktionstüchtigen Panzerzüge mit Uhrwerkbetrieb, Granatenwerfern im Liliputformat, Kriegsschiffen und Zeppelin. Im Kartenspiel *Der Schwarze Peter von Serbien* wurden schließlich all jene rassistischen Feindschemata eingeebnet, die zur Einsicht in die Notwendigkeit und Gerechtigkeit des kommenden Krieges beitrugen. Beim Geduldsspiel *Die böse 7* (1914) gewinnt jener Spieler, der „jedem der sieben Feinde das Maul mit einer Kugel stopft“. Die Feinde sind Franzosen, Russen, Belgier, Japaner, Montenegriener und natürlich Serben. Der Engländer hält dabei die Strippen in der Hand, an der alle anderen hängen.

Innovationen waren wie bei den Computerspielen der Gegenwart äußerst selten, zumeist wurde der Mechanismus älterer und erfolgreicher Spiele für den politischen Zweck grafisch und narrativ übernommen. Die martialischen Belagerungsspiele fußten zumeist auf der Matrix des alten Wolf-und-Schafe-Spiels, viele Schlachtsimulationen waren bloß ins Endlose erweiterte Schachvarianten. Im Prinzip ist in jedem agonalen Sport- und Gesellschaftsspiel das Motiv des Krieges aufgehoben:

Man schießt, trifft, verteidigt sich, greift an – auf Brettern und Feldern. Allerdings erfolgt die Verarbeitung des Motivs in aller Regel in hoch stilisierter Weise. Diese Funktion der Be- und Verarbeitung gilt nicht mehr für die reinen Kriegs- und Propagandaspiele, sie formulieren ihre bellizistische Botschaft unmissverständlich. Gerade in dieser frappierenden Eindeutigkeit und Transparenz besteht ihre politische Funktion.

Am Ende ein letztes Aufbäumen

Am Ende des Krieges noch ein letztes Aufbäumen: 1918 mobilisierte die deutsche Spieleindustrie mit *Vereint – gegen den Feind!* ein letztes Mal und versuchte, auf 80 Feldern Kriegsgeschehen noch aus den irrationalsten Durchhalteparolen ein wenig vaterländischen Profit zu schlagen. Das Spiel war kein Erfolg mehr.

Bei Milton Bradley erschien 1918 das wohl seltsamste Brettspiel der Spielgeschichte. Auf dem düsteren Cover von *Le Choc*, einem eher misslungenen Strategiespiel mit Maschinengewehren und Gasangriffen, ist eine verzweifelte Frau inmitten einer Ruinenlandschaft zu sehen, vor Entsetzen hält sie sich ihre Hände vor das Gesicht. Wer wohl Lust hatte, dieses Spiel zu spielen?

Am Ende verschwanden die Kriegsspiele, die Spielzeugkanonen und – unheimlichster Gast in den Kinderzimmern – die flauschigen Soldatenpuppen mit ihren hübschen Uniformen wieder aus den Katalogen und den Regalen. Für eine Zeitlang. Einen Weltkrieg später wiederholte sich alles.



„Eher Brech- als Lebensmittel“

Speiseöl aus Pflanzenschleim, Wäsche aus Papier, Schuhsohlen aus Holz: zur Geschichte der „Ersatzstoffe“ im Ersten Weltkrieg.
Von Hubert Weitensfelder

„Weiterhin behandelte der genannte Hofrat auch die Würste; die zunehmende Fleisch- und Speckteuerung hat die Verwendung steigender Mengen von Füllstoffen zur Folge gehabt, mancherorts enthält die Wurst solche Mengen von Mehl, daß die Wursterzeugung eigentlich dem Bäcker zustehen sollte.“

Drastische Schlüsse wie diesen zog im März 1917 der renommierte Lebensmittelchemiker Franz Wilhelm Dafert in einem Vortrag im Niederösterreichischen Gewerbeverein. Man darf annehmen, dass im Anschluss daran eine lebhaft diskutierte Diskussion mit weiteren Erfahrungsberichten einsetzte. Denn im dritten Kriegsjahr hatten Ersatzstoffe für vielerlei mangelnde Güter einen festen Platz im Alltag gefunden.

Wer hätte das vor Kriegsausbruch gedacht? 1914 herrschte ein lebhafter internationaler Handel: Die USA etwa lieferten Metalle, Textilrohstoffe, Fette und Öle.

Die europäischen Mächte bezogen aus ihren Kolonien Kautschuk, tropische Öle, Harze und Wachse. Nach den diversen Kriegserklärungen erwartete man einen kurzen Waffengang. Aber nach wenigen Wochen versiegten viele Handelsströme. Nun erst öffnete sich ein Blick auf Materialien, deren Verfügbarkeit für eine längere Kriegsführung der „Mittelmächte“ entscheidend werden konnte.

Bald schon wurden Nichteisenmetalle knapp. Kupfer, Messing und Blei dienten dem schier unermesslichen Bedarf an Munition. Nickel war für kriegswichtige Stahlsorten unverzichtbar, Zinn für Konservendosen. Um den Ankauf und die Umarbeitung metallhaltiger Werkstoffe zu gewährleisten, nahm im November 1914 eine „Metallzentrale Aktiengesellschaft“ ihre Arbeit auf. Sie war eine der ersten Organisationen im Übergang zur Kriegswirtschaft.

Eingeschmolzene Glocken

Nun setzten hektische Aktivitäten zur Deckung des Metallbedarfs ein. Erhebliche Mengen reinen Kupfers waren in den Stromnetzen gebunden. Aufwändige technische Maßnahmen in den Wiener städtischen Elektrizitätswerken ermöglichten die Freisetzung einiger Hundert Tonnen dieses Metalls. Wo möglich, wurden Kupferleitungen durch Aluminiumdrähte ersetzt.

Die Bevölkerung wurde aufgerufen, Gerätschaften aus Metall zu spenden. Daraufhin langten zehntausende Gegenstände auf den Sammelplätzen ein. Eine Kommission von Sachverständigen unter militärischer Leitung sichtete die Objekte, eine größere Zahl wurde aufgrund ihres kunsthistorischen Wertes verschont und publikumswirksam im Militärkasino am Wiener Schwarzenbergplatz zur Schau gestellt. Wesentlich ergiebiger zeigte sich die Einschmelzung von Kirchenglocken für militärische Zwecke. Sie erregte aber bei vielen Menschen heftige Emotionen.

So verschwanden die Buntmetalle allmählich aus der alltäglichen

Wahrnehmung. Haushaltsgeräte aus Kupfer und Nickel wichen emailliertem Eisengeschirr. Messingarmaturen in Straßen- und Eisenbahnen wurden zunehmend aus Stahl und Eisen gefertigt. Uhrmacher sahen sich gezwungen, ihre Mechanismen statt aus Messing aus reinem, aber weichem Zink zu formen. Das verminderte die Qualität und verschaffte der „Kriegsware“ an Uhren einen schlechten Ruf.

Entblößt im Regen

Der enorme Heeresbedarf wirkte sich alsbald auf die Versorgung mit Kleidung aus. Baumwolle, ein reines Importgut, wurde unter anderem zur Herstellung von Schießbaumwolle benötigt, Schafwolle zu Monturen für die Armee verarbeitet. Leinen stand nur in unzureichenden Mengen zur Verfügung: Denn, so stellten Kommentatoren anklagend fest, die Produktion von Flachs hatte in den Jahrzehnten zuvor ständig an Boden verloren. Nun erfolgten Experimente mit vielerlei „Kunstwollen“ und „Kunstbaumwollen“, auch die Brennnessel fand als heimische Pflanzenfaser vermehrte Beachtung.

Von oben propagiert wurden Kleidungsstücke aus Papiergarn. Als Grundstoff diente das reichlich vorhandene Holz. Zwar waren Wäschestücke aus Papier prinzipiell seit Friedenszeiten be-

kannt. Aber mangelnder Tragekomfort, umständliche Pflege sowie Ängste, im Fall eines Platzregens entblößt dazustehen, veranlassten viele zur entschiedenen Ablehnung dieses Ersatzstoffes.

Ein bemerkenswerter Engpass entstand in der Lederherstellung. Viele Gerbereien benützten effektive Substanzen wie das stark tanninreiche Holz des argentinischen Quebrachobaumes. Mit Kriegsbeginn blieben diese Importe aus, daraufhin griffen die Fabrikanten wieder auf überkommene Rohstoffe wie Eichen- und Kastanienholz zurück. 1915 wurden Sohlen- und Oberleder für Schuhe sowie andere Ledersorten requiriert. In der Folge musste sich die Zivilbevölkerung zunehmend mit Schuhsohlen aus Lederabfällen, Holz oder Filz begnügen. In der Lederpflege enthielten viele Schuhcremen das wirksame Wachs der brasilianischen Karnaubapalme. Nach dessen Entfall behielten sich die Hersteller mit dem weniger geeigneten „Rohmontanwachs“ aus einheimischer Braunkohle.

Gummiwaren aus Kautschuk standen vielfältig in Gebrauch. Mit Kriegsbeginn kam aber die Einfuhr des kolonialen Importgutes zum Erliegen. Außerdem benötigte die Heeresverwaltung Gummi für Autoreifen, Ballons, Tücher in Spitälern und chirurgische Artikel. Ein annehmbarer Ersatz dafür konnte nicht gefunden werden, lediglich ein Regenerat von aufgearbeitetem Altgummi wurde zustande gebracht. Damit verschwanden Gummiartikel aus den Geschäften, und viele Lastkraftwagen mussten im Zivilverkehr ohne elastische Bereifung verkehren. Das schädigte die Straßen und führte zu nachhaltigen Erschütterungen an Gebäuden.

Fette und Öle dienten nicht nur der Ernährung, sondern auch technischen Zwecken. Für ihre Beschaffung sorgte ab 1915 eine „Öl- und Fettzentrale Aktiengesellschaft“. Besonders wichtig war



„Um die Akzeptanz der Ersatzmittel zu heben, ging von Mai bis August 1918 im Wiener Prater eine Ausstellung in Szene. Die Veranstalter thematisierten Ernährung und Haushalt, Papiergewebe sowie Lederersatz.“

das vielseitig verwendbare Glycerin. Es wurde durch Nitrierung mit Salpeter- und Schwefelsäure zu Nitroglycerin verarbeitet, das als Sprengstoff diente. Folgerichtig wurde Glycerin schon bald für den Heeresbedarf eingezogen. Sein Mangel machte sich in vielen Branchen bemerkbar, etwa bei der Herstellung von Seifen.

Die Seifenerzeuger verwendeten neben dem Glycerin auch große Mengen an Palmkernöl und Kokosöl aus den Kolonien. Im Gefolge der Handelsblockaden verschwanden diese fetthaltigen Stoffe, und die „Kriegsseifen“ erlangten einen notorischen Status: Sie enthielten viel Wasser sowie Zusätze wie Sand oder Ton. Das Aussehen hochwertiger Seifen wurde mit Teerfarbstoffen vorgetäuscht.

Mit dem Fettmangel büßten außerdem Kerzen an Qualität ein. Sie bestanden überwiegend aus Stearin oder aus Paraffin auf Erdölbasis. Nach einem enormen Anstieg der Stearinpreise verlegten sich die Hersteller auf das Paraffin. Vom Herbst 1914 bis zum Frühjahr 1915 stand aber die staatliche Mineralölfabrik im galizischen Drohobytch unter der

Kontrolle russischer Truppen, was die Zufuhr des Rohstoffes wesentlich einschränkte. Darüber hinaus fehlten brauchbare Dochte aus Baumwollgarn.

Naturharze und das Harzderivat Kolophonium stammten bis zum Krieg meistens aus Frankreich und den Vereinigten Staaten. Sie dienten zur Erzeugung von Lacken und Firnissen, Farben und Seifen, zur Papierleimung und zum Auspichen von Bierfässern, aber auch für die Munitionsherstellung. Nach ihrer Verknappung wurden die Schwarzkieferbestände südlich von Wien intensiv bewirtschaftet. Ferner entwickelten Chemiker als Nebenprodukt der Verarbeitung von Steinkohlenteer das künstliche Kumaronharz.

Knochen und Kadaver

Die Suche nach verwertbaren Öl- und Fettquellen gestaltete sich ausgesprochen vielfältig. Große, aber unerfüllbare Hoffnungen galten der Fettgewinnung aus den Abfällen von Betrieben und aus Abwässern. Ferner wurde eine Unzahl von Pflanzenarten auf

ihren Ölgehalt untersucht. Knochen und Tierkadaver lieferten weitere verwertbare Stoffe. Dennoch verschwanden Fette in den letzten Kriegsmonaten fast gänzlich vom Speisezettel. Zunehmender Hunger ging nun einher mit Ekelgefühlen gegenüber vielen Ersatzmitteln.

„Im Gefolge der Handelsblockaden verschwanden Palmöl und Kokosöl, „Kriegsseifen“ erlangten notorischen Status. Sie enthielten viel Wasser und Zusätze wie Sand oder Ton.“

An die Stelle von Speiseöl für Salate trat beispielsweise ein Pflanzenschleim namens „Salatol“, den Franz Wilhelm Dafert als Brechmittel charakterisierte. Um die Akzeptanz der Ersatzmittel zu heben, ging von Mai bis August 1918 im Wiener Prater eine Ausstellung in Szene. Die Veranstalter thematisierten Ernährung und Haushalt, Papiergewebe sowie Lederersatz. Das abschließende Urteil der Bevölkerung fiel allerdings eindeutig aus: Nach dem Ende des Krieges verschwanden die meisten Ersatzstoffe rasch aus dem Alltag.

Hubert Weitensfelder ist Historiker; er arbeitet am Technischen Museum Wien. 2013 erschien sein Buch „Technikgeschichte. Eine Annäherung“ (New Academic Press).

WIE WIRKT
1914 NACH?



Quell besonderer Breitenportarten

Bei Stubenberg am See begegnen sich Pilger und Wanderer auf dem Weg zu einer Sportschule für heiße Luft und die Ehe.

Von Bernd Orfer

Die kleine Kirche Maria Fieberbründl – auch Maria im Elend genannt – zählt zu den jüngeren Wallfahrtsstätten in der östlichen Steiermark. Das Wasser der dortigen Quelle wurde aber schon vor Jahrhunderten als angeblich effizientes Heilmittel gegen Augenleiden und fiebrige Erkrankungen verwendet. Die Legende berichtet von einem Einsiedler, der mithilfe dieses Quellwassers Menschen von ihren Leiden befreite.

Als sich 1879 „wunderbare Gebetserhörungen“ herumsprachen, pilgerten immer mehr Menschen zu dieser Kirche, in der seit 1881 Messen für die Wallfahrer gelesen werden. Vor allem die Heilung einer Frau von einem Kropf löste einen wahren Boom unter Pilgern aus, von denen etliche auch den weiten Fußweg aus dem Burgenland auf sich nahmen. In Spitzenzeiten zählte man 60.000 Wallfahrer.

Vielfalt inhalieren

Mittlerweile bietet der Ort seinen Besuchern sogar ein Freiluftinhalatorium, in dem man solehaltige „Meeresluft“ atmen kann. Wanderer „inhalieren“ aber vor allem die Vielfalt der Landschaft, den ständigen Wechsel von Wald, Obstplantagen und Freiflächen.

Wählt man als Ausgangspunkt das bekannte Stubenberg mit seinem See, genießt man immer wieder den Blick zum Kulm, auf dem sich eine prähistorische Kultstätte und ein Keltenmuseum befinden, sowie zur malerisch von der Feistritz aufragenden Geierwand.

Das 1730 als Ersatz für eine aufgegebene Burg errichtete Barockschloss Schielleiten befindet sich seit 1935 im Besitz der Republik Österreich, die dort auf 43 Hektar eine Bundessportschule eingerichtet hat. Die Anlage war mehrmals Schauplatz von Meisterschaften im Heißluftballonfahren. Seit einiger Zeit bietet sich das Schloss aber auch als „Austragungsort“ von Hochzeiten an, obgleich deren sportlicher Charakter umstritten ist.

Die Wanderung ist als leicht einzustufen, für die Orientierung sollte man der Bundesamtskarte gegenüber den häufig ungenauen lokalen Karten den Vorzug geben.

Die Route: Vom Gemeindeamt in Stubenberg am See folgt man der roten Markierung Nummer 7 bis Schielleiten. Nach einem kurzen Straßenstück zweigt man links ab, passiert das Schloss – heute Bundessportschule – an der östlichen Seite und gelangt zum Haas-Denkmal, welches an einen in der Zwischenkriegszeit ermordeten Gendarmen erinnert. Weiter geht es in einem Graben und nach Maria Fieberbründl. Gehzeit ab Stubenberg 2 Stunden.

Auf bekannter Route geht es zurück zum Haas-Denkmal; dort hält man sich links, um auf einer Forststraße – den Laubenbach querend – östlich des Hüttenbüchls eine rote Markierung zu erreichen, auf die man nach rechts einschwenkt.

Über das Landhaus Herberstein wandert man zur „Anstiegsroute“ und kehrt auf dieser zum Ausgangspunkt Stubenberg zurück. Die Gehzeit ab Maria Fieberbründl beträgt 2½ Stunden.

Gesamtgehzeit 4½ Stunden, Höhendifferenz rund 150 m. Gasthaus in Maria Fieberbründl und in Schielleiten. ÖK25V Blatt 4224-Ost (Hartberg) und 4224-West (Birkfeld), Maßstab 1:25.000



DER ÖSTERREICHISCHE FILM | EDITION DER STANDARD

Kult. Klassiker. Kostbarkeiten. Digital.



AKTION GRATIS-DOWNLOAD

Holen Sie sich Ihren Gratis-Download von „Indien“! Den Gutscheincode finden Sie heute exklusiv als Beilage im STANDARD.



NOANZL
FILM
FONDS
WIEN

filmarchiv austria

film
INSTITUT

bm:uk
Bundesministerium für
Unterricht, Kunst und Kultur



1911/12 weilte Rainer Maria Rilke im Schloss Duino. Auf dem Klippenweg, der nach ihm benannt wurde, hörte er die ersten Zeilen

Ein Postskriptum zum M

Seit 1918 liegt Österreich nicht mehr an der Adria. Das bereitet bis heute Phantomschmerzen – gut zu spüren am Rilke-Weg.

Von Martin Prinz

Es war im Sommer 1915, als Freiwillige des Triestiner k. u. k. Jungschützen-Bataillons die Klippen von Duino befestigten. Mit Gefechtsstellungen und Beobachtungsständen hoch oben an der Kante, wo der Karst ins Blau hinunter abbricht. Italien hatte Österreich-Ungarn im Mai den Krieg erklärt. Nun zementierten junge Männer im Alter von 16 bis 19 Jahren Befestigungsanlagen, um den Golf von Triest zu überwachen, während entlang des wenige Kilometer westlich in die Adria mündenden Isonzo der Gefechtslärm der ersten von insgesamt zwölf großen Schlachten tobte.

Was mag den jungen Triestiner dort oben durch den Kopf gegangen sein, auf den Klippen zwischen Duino und Sistiana, mit dem Meer vor Augen und dem Krieg im Rücken. Es ist einem – als in zweiter Generation ohne Krieg geborenem Mann – nicht vorstellbar. Es wird auch nicht greifbarer, geht man dort oben am Klippenabbruch entlang. Mit der Luft des Meeres im Gesicht und seiner tiefblauen Weite vor Augen.

Noch unbefestigte Klippen

Unablässig rauscht es. Nicht von der Adria herauf, sondern von der nur wenige hundert Meter entfernten Autobahn. Seit 1996 ist das Gebiet der Kalksteinfelsen Naturreservat und der Weg entlang der Klippen nach jenem Dichter benannt, der hier im Jännerwind des Jahres 1912 über noch unbefestigten Klippen die ersten Zeilen eines langen Gedichts gehört hatte: Rainer Maria Rilke.

Es war zweieinhalb Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Österreich lag noch am Meer: Zwölf Stunden und zehn Minuten betrug 1901 die Fahrzeit von Wien. Heute benötigt der Nachtzug mit Umsteigen in Udine insgesamt elf Stunden, die schnellste Tagesverbindung mit einem Streckenteil im Bus knapp acht Stunden.

Kein Wunder, dass ein Schloss wie jenes der Marie von Thurn und Taxis am äußersten Felsvorsprung der Duineser Klippen zu einem der Nervenzentren des Forschens, Dichtens und Musizierens wurde. Paul Valéry, Mark Twain und Victor Hugo waren hier ebenso Gäste wie Franz Liszt oder Johann Strauß.

1857 war die Strecke Wien-Triest eröffnet worden. Erst damit entstand die österreichische Riviera mit ihrem Zentrum Triest. Denn dass der Bruder von Kaiser Franz Joseph, Maximilian, von 1856 bis 1860 sein

Schloss Miramare auf einer Felsklippe vor Triest erbauen ließ, war ebenso der Zugsanbindung geschuldet wie viele weitere neu erbaute Villen der Adligen und Reichen. Auf dem Reißbrett in Wien wurden Kurorte wie Abbazia (das heutige Opatija) entworfen, ebenso Porto Rose (Portorož), Lovran oder Lussin (Lošinj). Und dass die Südbahngesellschaft eigentlich Venedig als Hauptseehafen angesehen hatte und Teile des Streckennetzes nach dem Verlust Venetiens 1867 in Italien lagen, kümmerte die Kernaktionäre der Gesellschaft nicht besonders, hielten sie doch auch die Mehrheit der „Strade Ferrate Alta Italia“, die diesen Teil des Streckennetzes übernahm. Die Landkarten des Kapitalismus waren damals schon unabhängig von Grenzen, Kriegen oder gar Menschenleben.

Rilke verbrachte Herbst, Winter und Frühling 1911/12 in Duino. Im Schloss der Marie von Thurn und Taxis versuchte er einen Neu-

beginn seines Schreibens zu finden. Hier, in „diesem immens ans Meer hingetürmten Schloss, das wie ein Vorgebirg menschlichen Daseins mit manchem seiner Fenster (darunter mit einem meinen) in den offensten Meerraum hinaussieht, unmittelbar ins All möchte man sagen“. In diesem Schloss, dessen zentraler Turm auf Resten eines römischen Wachturms aufbaut, hatte sich 1906 Ludwig Boltzmann erhängt. Thronfolger Franz Ferdinand sollte 1914 von hier aus nach Sarajevo reisen.

Zwei Jahre vor Rilkes Aufenthalt in Duino sind seine Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge erschienen. Eine

„Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?“, lautete Rainer Maria Rilkes Frage, die er im Wind des Jäners 1912 über den Klippen hörte.“

Tagebucherzählung aus dem Paris der Industrialisierung. Hypnotisierend, zerrissen, voller Gerüche, Lärm und Beschleunigung. Ein Wachtraum ohne kontinuierliche Handlung, ohne einheit-

liches Erzählerbewusstsein aus der damals drittgrößten Stadt der Welt – ein Buch, das Zeugnis davon gibt, dass es im beständigen Kriegszustand der kapitalistisch-industrialisierten Welt keinerlei Rückzug geben kann, keine Idyllen und auch keinen Himmel mehr als letzte Ausflucht.

Im Jahr 1916, nicht zuletzt mit dem Ersten Weltkrieg als erstem mechanisierten Bomben- und Giftgas-Inferno, sollte der ungarische Philosoph Georg Lukács das Bewusstsein solcher Ausgesetztheit als „transzendente Obdachlosigkeit“ beschreiben. Bei Rilke war sie 1910 bereits spürbar. Genauso wie man auch den Schlachtenlärm am Isonzo bereits vorhallen hört, wenn man heute den Beginn seiner *Duineser Elegien* liest. Jenen ersten Satz, von dem es heißt, Rainer Maria Rilke habe ihn auf einer seiner Wanderungen entlang der Klippen gehört.

Er war keine Einbildung, keine bloße Kopfgeburt, er stammte aus

Wunden und Grasnarben

Im slowenischen Sočatal führen viele „Wege des Friedens“ zu den noch immer präsenten Spuren des Ersten Weltkriegs.

Von Sascha Aumüller

Am Kolovrat, einem steilen Berg Rücken im slowenischen Sočatal, klaffen bis heute Wunden. Einige tragen bereits Grasnarben, andere heilten nie ganz und blieben so tief, dass ein Mensch darin fast zur Gänze verschwindet. So wie in diesem Moment ein älterer italienischer Wanderer, von dem nur noch der Kopf zu sehen ist und der seinen Stock in die laubbedeckte Grasnarbe bohrt, damit er Halt auf dem rutschigen Untergrund bekommt. Mit der anderen Hand führt der Mann sein Enkel durch die langgezogenen Erdgräben und beginnt mit gedämpfter Stimme zu erklären. Die beiden gehen weiter und verschwinden schließlich ganz im Bauch des Berges.

Zwei österreichische Wanderer folgen ihnen durch die Schützengräben, die von der italienischen Armee während des Ersten Weltkriegs als Teil der dritten Verteidigungslinie entlang der Isonzofront im heutigen Slowenien angelegt wurden. Es ist ein verzweigtes System hier heroben, aus Beobachtungsposten, Laufgräben, Kanonenstellungen und Kavernen, die den Kolovrat bis heute entstellen. An der Ostseite des Kamms klafft ein Loch, durch das der Opa mit seinem Enkel an diesem sonnigen Spätherbsttag ins düstere Innere des Berges gelangt.

Eine Wendeltreppe führt abwärts in stockdunkle Gänge und Kavernen, in denen vor einhundert Jahren freilich kein Smartphone gezipft werden konnte, um sie notdürftig auszuleuchten. Nach zwei Biegungen im Tunnel dringt wieder Tageslicht, hell und scharf abgegrenzt wie ein Scheinwerferkegel, in den Bunker. Durch dessen Ausguck erspähen die irritierten Augen weit drüben das Krm-Gebirge und steil unten die unwirklich smaragdgrüne Soča zwischen Kobarid und Tolmin. Es ist ein friedliches Bild, gerahmt in Beton aus dem „Großen Krieg“.

Als „Wunder von Karfreit“ wurde der Einsatz von Giftgas hinter Kobarid, der im Oktober 1917 kurz zum Durchbruch der Mittelmächte an der Isonzofront führte, von der österreichischen und deutschen Geschichtsschreibung lange beschönigt. Als sprichwörtliches „Caporetto“ – der italienische Name für Kobarid – bezeichnen noch heute manche Italiener einen großen Verlust.

Kommentierte Schauplätze

Seit 2007 ist der Kolovrat Teil eines Netzwerks aus Freilichtmuseen, die in Slowenien zum Pot miru, dem „Weg des Friedens“, zusammengefasst wurden. Dabei handelt es sich nicht um einen durchgängigen Wanderweg, der direktissimo von A nach B führt, sondern um einen Verbund von kommentierten Schauplätzen des Ersten Weltkriegs. Entstanden ist das Projekt aus dem gebündelten Interesse der zahlreichen Vereine für regionale Geschichte – und natürlich aus dem Interesse lokaler Tourismusbüros an längeren Saisonen. Mittlerweile ist es auch grenzübergreifend und reicht im Süden bis nach Duino und Triest.

Im April 1998 erschütterte ein starkes Erdbeben Kobarid und ließ viele zerstörte Häuser zurück. Darunter auch das heutige Informationszentrum der Stiftung „Wege des Friedens im Sočatal“, das nach



Der Blick auf den Krn, ein Idyll. Gerahmt ist es vom Beton eines Bunkers, der im Ersten Weltkrieg auf dem Kolovrat-Kamm entstand. Foto: S. Aumüller

dem Beben vom slowenischen Kulturministerium erworben und restauriert wurde. Der Historiker Tadej Koren arbeitet dort seit 2002 und äußert sich so über die Tätigkeit: „Viele Möglichkeiten, im Tal Arbeit zu bekommen, gibt es nicht für Historiker, nach dem Studium kommen nur wenige junge Menschen zurück.“ Doch er selbst beschäftigte sich in seiner Dissertation mit dem „lokalen Gedächtnis in Bezug auf den Ersten Weltkrieg im Sočatal“ zu einem wichtigen Moment: Die letzten Zeitzeugen aus dem Tal waren verstorben.

Koren erklärt die Doppelfunktion des Zentrums: Für Besucher ist es Anlaufstelle mit allen Infos und Karten zu den Pot-miru-Stationen, ähnlich einem Nationalparkzentrum. Den Einheimischen dient es vorwiegend als Dokumentationsarchiv – die Leben von rund zehn Prozent der Bevölkerung Kobarids und der umliegenden Dörfer wurden während des Ersten Weltkriegs ausgelöscht.

Ein Museum im klassischen Sinn ist das Gebäude der Stiftung nicht, ein solches liegt auf der anderen Seite der Straße und dokumentiert die Jahre des Krieges mit Fundstücken, Ton- und Bildaufnahmen. Bereits 1993 erhielt das Haus für sein Konzept den renommierten Museumspreis des Rats der Europäischen Union.

Zurück im Infozentrum, deutet Koren auf ein stark vergrößertes

Schwarzweißfoto aus dem Jahr 1917, das eine Vorgelperspektive auf die Flanken des Krn gewährt. Der harte Kontrast verstärkt die Wirkung der frisch von Soldaten in den Fels geschlagenen Fahrstraßen und Klettersteige, die dem stolzen Berg das Antlitz eines Geschändeten gaben. „Ist es nicht paradox“, sagt Koren, „über diese Wege gelangte damals nur Verderben ins Tal – heute benutzen sie Wanderer, unterwegs in ein Idyll.“

Geheilt und dekoriert

Einer dieser längst verheilten Pfade führt hinter Tolmin auf die Alm Polog. Der Wiener Maler und Bühnenbildner Remigius Geyling, zur Zeit des Krieges Oberleutnant in der österreichisch-ungarischen Armee, ließ dort in acht Monaten des Jahres 1916 einen ungewöhnlichen Sakralbau aus Lärchenholz errichten. In ihrem Inneren birgt die Heiliggeist-Gedenkkirche von Javorca die in Eichentafeln gebrannten Namen von 2564 Gefallen. Dekoriert wurde das Sterben mit seltsam vertrauten und doch auf Almen völlig fremden Elementen des Jugendstils. Dessen Blütezeit war während des Baus freilich längst vorüber, der Krieg war es noch nicht.

Diese Reise wurde unterstützt vom Slowenischen Tourismusbüro (www.slovenia.info).

➔ www.potmiru.si



en Zeilen für seine „Duineser Elegien“.

Foto: Rob Flickenger

Meer

einer Wirklichkeit, in der längst ein ganz anderer Krieg mit den Menschen geführt wurde. Einer, der keine elegant formulierten Kriegserklärungen von Außenministern brauchte, die sich darin bemüht fühlten, sich „die Ehre zu geben“, im Namen Ihrer Majestäten zu proklamieren, dass man sich mit dem adressierten Staat ab dem nächsten Tag zur Mittagszeit in Kriegszustand befände.

Erhöhung ohne Errettung

„Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?“, lautete Rilkes Frage, die er im Wind des Jänners 1912 über den Klippen hörte. Und er beantwortete sich diese in den darauffolgenden Zeilen mit der schlafwandlerischen wie alpträumhaften Gewissheit eines Menschen, dessen Welt und Existenz ihm zeigt, dass Erhöhung längst nicht Errettung bedeutet, möglicherweise sogar deren Gegenteil. Ganz gleich, um welche Erhöhungen es sich auch handelt: „Denn das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang, den wir grade noch ertragen, und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh, uns zu zerstören.“

So liegt einem das Meer in Duino zu Füßen, betörend blau ist es und weit. Der Wind rauscht über

die Stauden, und hinter dem Wind rauscht die Autobahn. Am Weg des Dichters recken Eidechsen ruckartig die Köpfe, und zwischen den Kriegsstellungen von damals taucht die „Snack-Bar Rifugio Rilke“ am Wegrand auf.

Elf von zwölf Schlachten lang bewegte sich die Front am Isonzo, mit Ausnahme des italienischen Prestigeerfolgs der Einnahme von Gorizia/Görz, nur über wenige Kilometer hin und her. Hunderttausende Menschen starben dabei. Vermutlich auch etliche der jungen Triestiner, die 1915 die Klippen von Duino befestigten.

Erst mithilfe massiven Giftgaseinsatzes, den Kaiser Karl I. genehmigte, durchbrach die k. u. k. Armee 1917 die italienischen Stellungen am Isonzo, überschritt den Tagliamento und drang bis an den Piave vor. Am Ausgang des Krieges änderte das nichts. Vielmehr verstärkte sich sogar das italienische Übergewicht an „Soldaten-Menschenmaterial pro Frontkilometer“ aufgrund der damit erfolgten Frontbegradigung.

Ein Jahr später lag Österreich nicht mehr am Meer. Kaiser Karl hingegen wurde 2004 seliggesprochen. „Und so verhalt ich mich denn und verschlucke den Lockruf“, schrieb Rainer Maria Rilke darüber, was er im Winter 1912 entlang der unbefestigten Klippen hörte: „... wen vermögen wir denn zu brauchen? Engel nicht, Menschen nicht, und die findigen Tiere merken es schon, daß wir nicht mehr sehr verlässlich zu Haus sind in der gedeuteten Welt.“

Postskriptum: Seit 2013 ist der „Sentiero Rilke“ sowohl von Sistiana als auch von Duino lediglich an den Anfangsstücken noch begehbar, wenige hundert Meter lang. Der Hauptteil des Klippenweges befindet sich in Privatbesitz, wie einem nunmehr schwere Baustellengitter als Absperrungen unmissverständlich mitteilen.

WIE WIRKT 1914 NACH?



Als Alternative zum gesperrten Rilke-Weg bieten sich entlang und hinter der italienischen Adria-Küste einige Abschnitte des grenzüberschreitenden „Weg des Friedens“ (siehe Artikel rechts) an. So führt eine Route von Duino über Monfalcone, den Monte San Michele und dann – auf slowenischer Seite – über Krompirjeva Jama zurück nach Sistiana. Auch entlang dieses Weges befinden sich Freilichtmuseen und Denkmäler, die mit dem Ersten Weltkrieg in Zusammenhang stehen. Die gesamte Runde ist – je nach Kondition – zu Fuß in zwei bis vier Tagen zu bewältigen. Online-Karte unter: www.potmiru.si – Unterkünfte unter: <http://fvj.info>

Beim Schopf gepackt

Aufzeichnungen zu Politik und Gesellschaft



Jetzt bestellen
derStandard.at/Shop
Preis: EUR 25,-

Abgründig, scharfsinnig, köstlich.
Karikaturen von Oliver Schopf
im STANDARD.
Eine Reise durch 25 Jahre

Die ersten 500 Bücher
werden **handsigniert**.

OLIVER SCHOPF

Mission (über)erfüllt

Sotheby's-Machtkampf:
Tobias Meyer nahm sich
jetzt aus dem Spiel.

„Announcement from Sotheby's“ war jene Mail betitelt, die kurz nach acht Uhr abends MEZ Ende vergangener Woche (22. 11.) verschickt wurde. Also hat CEO Bill Ruprecht doch seinen Hut genommen, war wohl die geläufigste Annahme. Immerhin war der jüngst vom Aktivisteninvestor Daniel Loeb dazu aufgefordert worden. Nur: Nicht Ruprechts, sondern Tobias Meyers Abgang war Inhalt. Die Reaktionen pendelten zwischen Überraschung und Schock, sowohl außerhalb des Sotheby's-Universums als auch ganz besonders innerhalb. Mitarbeiter und Kollegen mussten es empfunden haben, als ob man ihnen das Maskottchen gemopst hätte.

Denn der 1963 in Frankfurt Geborene, der zeitweilig in Wien lebte, repräsentierte Sotheby's. In der oftmals schnellen Rekordabfolge konnte man schon mal die Auktionshäuser verwechseln, nicht aber Meyers Arbeitgeber. Nach innen fungierte er als Identifikationsfigur, nach außen als Symbol für die rasante Entwicklung des globalen Kunstmarktes. Wegen seiner Souveränität und Coolness bezeichnete die *New York Times* den Chefauktionator auch als „Sotheby's 007“.

100-Millionen-Prinzipal

Vielleicht hatte Meyer, der heuer seinen 50. Geburtstag feierte, nach 20 Jahren an vorderster Front schlichtweg genug: von diesem Zirkus, der ihm immer neue Höchstleistungen abverlangt hätte. Ganz so, wie man es vom 100-Millionen-Dollar-Prinzipal erwarten durfte: 2004 war er es, der den Kaufpreis in einem Auktionsaal erstmals über diese magische Hürde trieb, dem inklusive der jüngsten Rekorde exakt fünf weitere folgten. Drei davon gingen auf sein Konto. Ein hauchdünner Vorsprung, der sich jedoch nicht in den Marktanteilen im Segment Contemporary & Post War spiegelt, wo man längst vom privaten und damit flexibleren Erzrivalen Christie's überholt worden war.

Und hier witterte Loeb (Anteil 9,3 Prozent) wie bei den Kosten das größte Manko. Derweilen hat in der Führungsetage von Sotheby's ein erbitterter Machtkampf begonnen. Aus diesem nahm sich Tobias Meyer jetzt aus dem Spiel, um an seiner Zukunft als Private Dealer zu tüfteln.

Anfang 2014 wird Bill Ruprecht Details zur strategischen Umorientierung verlautbaren, damit ihm ob des Loeb'schen Orkans nicht doch der eigene Filz vom Kopf gerissen wird. (kron)



Tobias Meyer, 50-jähriger Starauktionator, verabschiedet sich nach 20 Jahren von Sotheby's. F.: Sotheby's



WW-Kriegsgläser: Entwürfe von „Frl.“ Rix (Bestseller SMS Emden) und von Helene Gabler mit den charakteristischen Flaggen (vor Herbst 1915).

Fotos: Dorotheum

Für die WW entwarf Reni Schaschl um 1916/17 dieses „Patriotenpaar“, das 2011 im Dorotheum für 2125 Euro den Besitzer wechselte.

Foto: Dorotheum

Kreativer Zweckpatriotismus

Künstlerisch gewann die Wiener Werkstätte viele Schlachten, auch mit patriotischen Produkten, die an die anfängliche Kriegseuphorie erinnern.
Von Olga Kronsteiner

An der künstlerischen Front hatte die 1903 gegründete Wiener Werkstätte (WW) stets Erfolge verzeichnet, nicht aber an der wirtschaftlichen. Lieber zehn Tage an einem Gegenstand zu arbeiten, als deren zehn an einem Tag zu produzieren, war das angestrebte Ideal und zeitgleich ein Anspruch, der sich aus kaufmännischer Perspektive als fatal erweisen sollte. Im zehnten Bestandsjahr hatten die finanziellen Schwierigkeiten einen neuen Höhepunkt erreicht, der in gravierendem Kontrast zur gegenwärtigen Bewertung für WW-Kreationen steht, für die internationale Sammler bis zu sechsstelligen Eurobeträge springen lassen.

Der kaufmännische Direktor und Mitbegründer Fritz Waernsdorfer – der sein Privatvermögen in das Abenteuer „Wewe“ investiert hatte – wurde hinauskomplimentiert und das Unternehmen in eine neue Betriebsgesellschaft umgewandelt. Insofern hatte das Jahr 1914 turbulent begonnen, auch weil die kommerziell relevante Werkbundaustellung in Köln bevorstand. Vor Ort lauerte anderes Ungemach: Ein Wolkenbruch zerstörte bzw. beschädigte WW-Ware im Wert von 7000 Kronen, und es galt bis zur Eröffnung Mitte Mai potenzielle Präsentationslücken zu schließen.

Angesichts des österreichischen Programms verteilte die zeitgenössische Kritik dann mehrheitlich Lob, aber auch eine Prise Tadel. Demnach handle es sich um „Luxuskunst für die oberen Zehntausend der modernen Großstadt, etwas für die mondänen Launen von Snobs und für die Bedürfnisse dekadenter Ästheten, aber im Grunde doch nicht recht zu gebrauchen“, attestierte etwa ein deutscher Journalist. Die Auf-

tragsbücher der WW füllten sich, wiewohl zögerlich. Entsprechend der geplanten Laufzeit der ersten Leistungsschau des 1907 gegründeten Deutschen Werkbunds sollte sich bis Ende Oktober also pekuniär noch einiges tun. Es kam anders, denn die Kölner Werkbundaustellung wurde nach dem Beginn des Ersten Weltkrieges vorzeitig beendet.

Im Dorotheum gelangen im Rahmen der nächsten Autografenauktion (4. 12.) übrigens zwei bislang unbekannte Schriftstücke zur Versteigerung, die von der Zuspitzung der Situation im Sommer 1914 zeugen: zwei handgeschriebene Telegrammentwürfe Franz Joseph I. (Rufpreis je 3000 Euro), die er am 1. August verschicken ließ. Einerseits an König Karl I. von Rumänien, an dessen Bündnispflicht er appellierte, und andererseits an König Viktor Emanuel III. von Italien, dessen Mitwirkung der Kaiser einforderte. Vergeblich, in beiden Fällen flüchtete man vorerst auf das Neutralitäts-Territorium und 1915 (Italien) sowie 1916 (Rumänien) schließlich in den gegnerischen Entente-Verband.

Mit Blusen aus der Krise

Zurück zur WW, die wie jedes andere Unternehmen von den Ereignissen betroffen war, von Kriegsdienst-bedingtem Arbeitskräftemangel ebenso wie von Materialknappheit. Die Arbeitszeiten in den Werkstätten wurden reduziert. Laut einem Protokoll der Aufsichtsratssitzung vom 16. September 1914 sollte die Modeabteilung gesperrt, die Arbeit jedoch mit der Produktion von „drei patriotischen Blusen“ wiederaufgenommen werden. Die Bilanz der Blusenabteilung: Von 1. November 1914 bis 31. März 1915 notierte man 2500 Bestellungen. Wegen unregelmäßiger Postverbindungen konnten Liefertermine jedoch nicht eingehalten werden, und Stornierungen waren die Folge.

Später brachten Import- (Deutschland) bzw. Exportverbote auf Konfektion (Österreich) das Blusenprojekt zum Erliegen.

Dazu war die Kaufkraft unter dem Schrapnellfeuer des Ersten Weltkriegs selbstredend massiv

geschrumpft. Vor allem die Aufträge bei Metall- und Silbergegenständen gingen rapide zurück, und man suchte beim Kriegsministerium um „Zuteilung von Lieferungen auf kleine Stanzartikel“ an.

Zeitgleich hatte der Mangel an eingerückten Facharbeiten aber auch zur Folge, dass nur laufende Aufträge ausgeführt, doch keine neuen Modelle geschaffen werden konnten. Aus Sicht der WW kam die Initiative des damaligen Ministers für öffentliche Arbeiten, die in einer Ausstellung im ÖMKI mündete, also zur rechten Zeit: Dabei ging es um die Herstellung von Objekten, „die als Kriegserinnerungen zu dienen geeignet“ waren, die „in Gestalt und Schmuck zu den Ereignissen der Jahre 1914/15 Beziehungen“ besaßen „und den patriotischen Zweck zum Ausdruck zu bringen“ vermochten.

Anfeuernde Kriegseuphorie

Die anfängliche Kriegseuphorie spiegelte sich eilends in WW-Entwürfen, die von externen Produzenten ausgeführt und als Kommissionsware übernommen wurden: darunter emaillierte Abzeichen (Johann Souval), Kaffeetassen (Vereinigte Wiener und Gmundner Keramik) oder sogenannte Kriegsgläser (Johann Oertel, Haida), die, wie Mak-Kustos Rainald Franz (Slg. Glas und Keramik) erklärt, bis zum Ende der Monarchie 1918 zu einem wichtigen Produktzweig avancierten.

Neben Dagobert Peche und Josef Hoffmann zeichneten für diese Entwürfe nicht vom Kriegsdienst betroffene Schülerinnen der Wiener Kunstgewerbeschule (u. a. Helene Gabler, Kitty Rix) verantwortlich. Die in Email ausgeführten Dekore dominierten die charakteristischen Flaggen oder griffen in ornamentaler Weise deren Farbgebung auf: Schwarz-Gelb (Haus Habsburg), Rot-Weiß-Grün (Königreich Ungarn) sowie Schwarz-Weiß-Rot (Deutsches Reich).

„Durch eingebrannte Bemalung auf glatten, einfachen Gebrauchsgläserformen ist der ganze anfeuernde Effekt, der im Zusammen-

wirken der ungebrochenen Flaggenfarben liegt, geschickt und diskret ausgenutzt“, berichtete ein Zeitgenosse.

Die von 22.247 Personen besuchte Ausstellung (9.–21. 2. 1915), informierte eine Mitteilung, habe „außer dem moralischen auch einen günstigen finanziellen Erfolg“ gehabt. Und während anschließend 50.000 Zinnsoldaten aus der Privatsammlung eines Finanzrates im Museum aufstellung nahmen, trudelten die Bestellungen bei der WW ein. Nicht alle der handgemalten Designs fanden nachhaltige Anerkennung, wie die Kalkulationsbücher im WW-Archiv für den Zeitraum Mai 1915 bis Ende 1918 dokumentieren. In die Kategorie Bestseller fiel mit 90 ausgeführten Gläsern jedenfalls der Rix-Entwurf „SMS Emden“: ein legendärer Kreuzer – mit falschem Schornstein, der das Aussehen gegnerischer britischer Schiffe vortäuschte –, der am Beginn des Ersten Weltkrieges in zwei Monaten 23 feindliche Handels- und zwei Kriegsschiffe versenkte oder aufbrachte.

Nur ein Bruchteil dieser patriotischen Kreationen überdauerte das nachfolgende Jahrhundert.

Vereinzelt tauchen WW-Kriegsgläser im Angebot von Jugendstil-Auktionen oder im spezialisierten Kunsthandel auf. Je nach Dekor bezahlten einschlägige Sammler dafür zwischen 500 und 6000 Euro.

Im Wert liegen sie damit überaus deutlich unter jenen Kreationen, mit denen die WW zu internationalem Ruhm gelangte.

In der geschmacksbildenden Kampfzone sollte man noch einige Schlachten gewinnen: mit Wohnungsausstattungen für die Elite – u. a. für Sonja und Anton Knips (1915), Berta Zuckerandl (1916), Paul Wittgenstein (1916) – ebenso wie mit den 1916 eingerichteten Künstlerwerkstätten und in den nachfolgenden Jahren geschaffenen Objekten.

Die anschließende Weltwirtschaftskrise hatte allerdings zur Folge, dass die WW den Krieg an der Profitfront mit dem Bankrott 1932 endgültig verlieren sollte.

WIE WIRKT
1914 NACH?



Der Krieg als Gleichmacher

Roman von Avi Primor über zwei junge Juden an der Weltkriegsfront.

Die lange Publikationsliste von Avi Primor wird nun also auch noch durch einen Roman ergänzt. Der israelische Diplomat und Publizist, Botschafter in Deutschland von 1993 bis 1999, wurde für seine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Herkunftsland seiner Mutter weithin bekannt, und in diesen Themenkomplex gehört auch *Süß und ehrenvoll*, aus dem Hebräischen übersetzt von Beate Esther von Schwarze. Die Geschichte zweier junger Juden, einer aus Frankfurt (wie Primors Mutter) und einer aus Bordeaux, die sich im Ersten Weltkrieg an der Front gegenüberstehen, wäre schon als Literatur über die Jahre 1914–1918 wichtig genug. Sie bekommt aber durch ihre unausgesprochene Fortsetzung noch eine ganz andere Dimension.

Die beiden Protagonisten, Ludwig und Louis, verbindet einiges, vor allem ihre Herkunft aus jüdischen Elternhäusern, in denen die volle nationale Zugehörigkeit ein Lebensziel ist. Für beide, und für ihre Eltern, ist der Militärdienst ein großer Akt der Emanzipation. Das erscheint beim jungen Franzosen, zwanzig Jahre nach der Dreyfus-Affäre, nicht weniger dringlich als beim Deutschen. Beide teilen die perverse Vorfreude auf das Fronterlebnis, beide den Schock darüber, was Krieg wirklich bedeutet. Und in beide Leben fallen in diese Zeit des Erwachsenwerdens die ersten sexuellen Erlebnisse und die große Liebe.

Bei Ludwig, dem deutschen Studenten, erscheint alles belasteter: Avi Primor setzt nicht nur den Eltern seiner nichtjüdischen Freundin Karoline, sondern auch dem Vater Ludwigs ein Denkmal an Borniertheit. Karoline ist die Realistischere, wenn es um die Frage geht, ob die jüdischen Leistungen im Krieg dazu führen werden, dass „das Deutschland von Juden in diesem Land, ihre nationale Identität, nicht mehr in Zweifel gezogen werden“ kann. Die gespenstische „Juden-zählung“ – auf die sich auch Hitler in antisemitischen Hetzreden mehrfach berief – öffnet ihm die Augen (dabei wurden Juden von der Front abgezogen und „nachgemustert“).

Historische Figuren

Primor führt auch historische jüdische Figuren ein, etwa den berühmten deutschen Piloten Wilhelm Frankl (abgeschossen 1917), und den Chemie-Nobelpreisträger Fritz Haber, dessen Frau Clara Immerwahr, ebenfalls Chemikerin, sich 1915 erschoss, weil sie die Verantwortung für die von Haber mitentwickelten Chemiewaffen nicht aushielt. Auch Friede, die jüdische Freundin Karolines, ist der historischen Frieda Friedmann nachempfunden, deren Familie im Krieg einen hohen Blutzoll zahlte und die sich 1933 brieflich an Hindenburg wandte.

Ludwig wird den Krieg nicht überleben, Avi Primor lässt ihn durch die Hand Louis' unkommen. Auf beiden Seiten werden nach dem Krieg die jüdischen Kämpfer geehrt: in Deutschland durch Paul von Hindenburg, der 15 Jahre später Hitler zum Reichskanzler macht, und in Frankreich durch Marschall Pétain, in Anwesenheit des Oberstleutnant Dreyfus. Pétain wird 1942 als Regierungschef im Vichy-Regime die Deportation der französischen Juden veranlassen. *Guidrun Harrer*

Avi Primor, „Süß und ehrenvoll“. Aus dem Hebräischen von Beate Esther von Schwarze, € 19,99 / 384 S. Quadrige Berlin 2013



„Die Welt geht unter, und man wird es nicht wissen. Alles, was gestern war, wird man vergessen haben; was heute ist, nicht sehen; was morgen kommt, nicht fürchten. Man wird vergessen haben, daß man den Krieg verloren, vergessen haben, daß man ihn begonnen, vergessen, daß man ihn geführt hat. Darum wird er nicht aufhören“, räsionierte einst Karl Kraus. Wien, das selbiger als Versuchsstation des Weltuntergangs apostrophierte, litt mehr als alle anderen Metropolen unter den Folgen des Krieges. Die fatalen Trans-

Weltuntergangs Versuchsstation

formationen der furios in den Untergang diletterierenden Monarchie, später der pubertierenden Demokratie, mit allerlei kulturellen, sozialen, ökonomischen, politischen Aspekten seziiert fantastisch das Duo Pfosser/Weigl. Opulent illustriert. Geschichtsschreibung mit zahlreichen Artefakten, Fotos, Dokumenten und

luziden Essays. Grandios, monumental. Ein Opus magnum! (auen) **Alfred Pfosser & Andreas Weigl (Hrsg.)**, „Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg“. € 35,-/692 S., Metro 2013. Ausstellung: Wienbibliothek im Rathaus

Nutzen und Abnützung

In „Der Große Krieg“ erzählt Adam Hochschild die Geschichte des Ersten Weltkriegs aus Sicht des britischen Empire. Vom Kollaps einer Weltmacht. **Von Ronald Pohl**

Man kann nicht sagen, die britische Kriegsführung im Ersten Weltkrieg wäre dümmere gewesen als die anderer Großmächte. Der erste Oberkommandierende war über jeden Zweifel erhaben. Sir John French war kleinwüchsig. Theorie- und Taktikmängel glied er durch leutseliges Betragen aus.

Als die Deutschen 1914 durch Belgien und Nordfrankreich stürmten, dachten er und seine Führungsoffiziere zunächst an guten Sport. Das britische Expeditionsheer bestand aus Berufssoldaten und Freiwilligen. Angekommen auf dem Festland, geriet es sofort unter schweres Feuer. Die Truppen des Empire erlitten hohe Verluste. Der Enthusiasmus von Sir John French blieb ungedämpft. „Vielleicht liegt der Reiz des Krieges in seiner herrlichen Ungewissheit!“, schrieb der Haudegen in sein Tagebuch.

Der in Kalifornien lebende Journalist und Historiker Adam Hochschild widmet ein ganzes Buch Figuren wie French. Die Schwester des hochdekorierten Offiziers war Charlotte Despard. Ausgerechnet diese Frau gelangte als Pazifistin und Frauenrechtlerin in England zu einigem Ansehen. Hochschild aber rollt das Kriegsgeschehen von zwei Seiten her auf. Das Empire ist in den Jahren vor 1914 die unbestrittene Weltmacht Nummer eins. Seine Eliten schwelgen im Hochgefühl der eigenen Tüchtigkeit.

Als Queen Victoria 1897 ihr diamantenes Kronjubiläum feiert, jubeln Angelsachsen rund um den ganzen Erdball. Am britischen Wesen soll die ganze Welt genesen. Oxford- und Eton-Schüler versorgen Kolonialbürger in aller Welt mit britischer Lebensart. Jede Unbotmäßigkeit wird mit un-

erbittlicher Strenge geahndet. Lokale Konflikte wie der Burenkrieg (1899–1902) enthüllen die bestürzende Gewaltbereitschaft englischer Zentralstellen.

Der Widerstand der Buren am Kap der Guten Hoffnung wird mit einer Politik der verbrannten Erde gebrochen. Wieder sind es Friedensaktivistinnen wie Emily Hobhouse, die die Auswüchse imperialistischer Politik brandmarken. Hobhouse besucht die Konzentrationslager, in denen Buren in Massen sterben. Hobhouse ist fassungslos. Sie schreibt flammende Briefe nach Hause. Sie sieht die britische Verwaltung bei der Arbeit und gewahrt „krasse männliche Ignoranz, Dummheit, Hilflosigkeit und Konfusion.“

Blinkender Harnisch

Das Massensterben der europäischen Jugend auf den schlammigen Schlachtfeldern in Belgien und Flandern hat viele Ursachen. Die nicht unwichtigste ist die Borniertheit der Eliten. Befehlshaber wie French bildeten die Regel, nicht die Ausnahme. Ihr Handwerk hatten sie im 19. Jahrhundert erlernt. Ihr Denken konzentrierte sich auf Pferde. Mit Ende des Jahres 1914 gerät der Bewegungskrieg ins Stocken. Hunderttausende Soldaten sind gefallen. Die Stunde des Maschinengewehrs hat geschlagen. Die französischen Infanteristen trugen knallrote Hosen. Wer in der Dämmerung auf sie anlegte, kam gar nicht umhin, sie zu treffen. Nicht viel besser erging es den Eliten hoch zu Ross. Die Kürassiere steckten in Brustharnischen, die leider keine Kugeln abwehrten. Dafür brach sich das Sonnenlicht vielfach an der polierten Oberfläche. Die Gefechte glichen Massakern.

Es fällt schwer, in den Schlachten des Ersten Weltkriegs etwas anderes als Massenmord zu erblicken. Der zermürbende Stellungskrieg sollte nur eine Phase des Übergangs bilden. Befehlshaber wie French und nach ihm Douglas Haig schwärmten nach wie vor

von der Kavallerieattacke. Während vorne in der Kampflinie der Tod massenhaft Ernte hielt, wartete hinten die Reiterei. Die bestausgebildeten Offiziere der Welt plädierten allen Ernstes für Bajonetangriff und scharfen Galopp.

Die Infanterie rückte bis 1917 dicht an dicht vor, während die automatischen Waffen tausende Kugeln in der Minute verspritzten. Es grenzt an ein Rätsel, mit welcher Unbeweglichkeit skeptische junge Männer zu Hunderttausenden in den Untergang stapften. Wer überlebte, saß im Lehm der Gräben fest und begegnete dort Ratten, die fetter als Katzen waren.

Das größte Inferno bildete aus britischer Perspektive die Schlacht an der Somme (1916). 224.000 Granaten verschoss die eigene Artillerie allein in der letzten Stunde, bevor der Angriff auf die deutschen Stellungen am 1. Juli 1916 losging. Art und Anlage der Kampfhandlungen begünstigten die Verteidiger. Von 120.000 beteiligten Briten fielen am ersten Tag 57.000 oder wurden verwundet. 19.000 Soldaten starben bereits in der ersten Stunde des Sturmangriffs. Erzielt wurden Geländegewinne von wenigen Kilometern.

Sir Douglas Haig, der neue Oberkommandierende an der Westfront, war es zufrieden. Der deutsche Feind habe starke Abnützungerscheinungen hinnehmen müssen. Haig wusste das nicht genau, aber es erschien ihm logisch. Demgemäß wurde er ungehalten, wenn in den nächsten Wochen die eigenen Verlustziffern absanken. Wer nützte jetzt die Deutschen ab? Kritik aus der Heimat begegnete der maulfaule Held unduldsam. „Siege“ wie die seine konnte sich das Empire aber immer weniger leisten.

Wer die Wochenschaubilder jubelnder Massen 1914 im Kopf hat, vergisst auf die Zivilgesellschaft. Die Independent Labour Party setzte große Stücke auf den Friedenswillen des Proletariats. Der französische Sozialistenführer Jean Jaurès bezahlte sein pazifisti-

sches Engagement mit dem Leben. Während Autoren wie Rudyard Kipling geifernde Gedichte gegen den Feind schrieben, wanderten viele Intellektuelle – wie der Philosoph Bertrand Russell – für ihre friedfertige Gesinnung ohne mit der Wimper zu zucken hinter Gitter. Verbände wie die „No-Conscription-Fellowship“ setzten sich gegen den Druck der Regierun- gungsstellen zur Wehr. Die „Zivilgesellschaft“ entstand im furchtbarsten Krieg, den die Welt je gesehen hatte. Sie beschränkte sich auf eine qualifizierte Minderheit rechtlich denkender Menschen.

Flaches Glas für Gummi

Hochschilds Buch kann als wertvolle Ergänzung zu einschlägigen Kompendien empfohlen werden. Es sind die Einzelheiten, die aufhorchen lassen. Als die britische Seite das Fehlen leistungsfähiger Optik im Stellungskrieg beklagte, schloss sie sich ausgerechnet mit dem Kriegsgegner kurz. Die Gläser von Carl Zeiss in Jena wurden ihnen bereitwillig (und in hohen Stückzahlen) verkauft. Die Deutschen, die wegen der Kontinentalblockade schwere Entbehrungen litten, ließen sich im Gegenzug Unmengen von Gummi liefern. Bald schon konnten britische Richtschützen durch deutsche Linsen auf deutsche Köpfe und Körper zielen.

Einige der besten Köpfe Großbritanniens machten sich – wie John Buchan – als Propagandaschreiber einen Namen. Es scheint, als hätte das vierjährige Morden einige Wirtschaftszweige regelrecht belebt. 1918 waren mehr als 720.000 Briten gefallen, nicht gerechnet die 200.000 Toten aus anderen Ländern des Empire. Am Ende konnten weder Sozialistenführer noch Kolonialpolitiker den Zerfall des Weltreiches verhindern. Die Generation der Überlebenden war in Zynismus abgeglitten. Und Pferde spielten nicht die geringste Rolle mehr.

Adam Hochschild, „Der Große Krieg. Der Untergang des alten Europa im Ersten Weltkrieg 1914–1918“. Aus dem Amerikanischen von Hainer Kober. 530 Seiten / € 26,95. Klett-Cotta: Stuttgart 2013



BEST-SELLER

Bestseller Belletristik

- (1) Thomas GLAVINIC
Das größere Wunder
Hanser, € 23,60
- (3) Jonas JONASSON
Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand
Carl's Books, € 15,50
- (2) Khaled HOSSEINI
Traumsammler
S. Fischer, € 20,60
- (8) Henning MANKELL
Mord im Herbst
Zsolnay, € 16,40
- (4) Daniel KEHLMANN
F
Rowohlt, € 23,60
- (neu) Jo NESBO
Koma
Ullstein, € 23,70
- (neu) Jonas JONASSON
Die Analphabetin, die rechnen konnte
Carl's Books, € 20,60
- (10) Eugen FREUND
Der Tod des Landeshauptmanns
Kremayr & Scheriau, € 22,00
- (6) Joel DICKER
Die Wahrheit über den Fall Harry Quebert
Piper, € 23,70
- (Wiedereinsteiger) Cecilia AHERN
Die Liebe meines Lebens
Krüger, € 17,50

Bestseller Sachbuch

- (4) Andreas SALCHER
Erkenne dich selbst und erschrick nicht
Ecowin, € 19,95
- (3) Hannes ANDROSCH
Das Ende der Bequemlichkeit
Brandstätter, € 19,90
- (1) Rudolf TASCHNER
Die Zahl, die aus der Kälte kam
Hanser, € 20,50
- (2) Karim EL-GAWHARY
Frauenpower auf Arabisch
Kremayr & Scheriau, € 22,00
- (10) Georg FRABERGER
Ohne Leib, mit Seele
Ecowin, € 21,90
- (Wiedereinsteiger)
Guinness World Records 2014
Bibliographisches Institut, € 20,60
- (neu) Roland DÜRINGER, Clemens M. ARVAY
Leb wohl, Schlaraffenland
edition a, € 19,95
- (Wiedereinsteiger) Bronnie WARE
5 Dinge, die Sterbende am meisten bereuen
Arkana, € 20,60
- (5) Rüdiger SAFRANSKI
Goethe
Hanser, € 28,70
- (Wiedereinsteiger) Georg MARKUS
Es war ganz anders
Amalthea, € 24,95

Copyright by Verlagsbüro Schwarzer

KrimiZEIT

- Jerome CHARYN
Unter dem Auge Gottes
Diaphanes, € 17,50
- Ana Paula MAIA
Krieg der Bastarde
A1 Verlag, € 19,40
- Friedrich ANI
M
Droemer, € 20,60
- Robert WILSON
Stirb für mich
Page & Turner, € 15,50
- Lee CHILD
61 Stunden
Blanvalet, € 20,60
- Garry DISHER
Dirty Old Town
Pulp Master, € 14,20
- Michael ROBOTHAM
Sag, es tut dir leid
Goldmann, € 15,50
- Tom Rob SMITH
Ohne jeden Zweifel
Manhattan, € 20,60
- Christopher BROOKMYRE
Die hohe Kunst des Bankraubs
Galiani Berlin, € 15,50
- C. S. FORESTER
Tödliche Ohnmacht
dtv, € 15,40

Alltagsleben ohne Kriegsahnung

Wie lebte man in Wien in den Wochen vor dem Ausbruch des Weltkriegs? Ziemlich sorglos, zeigt eine Auswertung zeitgenössischer Quellen. Von Conrad Seidl

Krieg? Nein, ganz im Gegenteil. Im Juli 2014, der Thronfolger war eben beigesetzt worden, bereitete sich Wien auf den Weltfriedenskongress vor, der vom 15. bis 19. September in Wien stattfinden sollte – Filmpremiere von *Die Waffen nieder!* nach dem Roman der kürzlich verstorbenen Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner inklusive. Der große Musikvereinsaal war schon angemietet, um der bekannten Pazifistin zu gedenken, das Festbankett im Rathaus bestellt.

Auch der Tagungs-ort war reserviert: Im Parlament stand der Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses ohnehin seit 16. März 1914 ungenutzt leer – weil böhmische Abgeordnete die Sitzungen durch Filibuster-Reden blockiert hatten, war das Parlament auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Die Regierung regierte längst per Notverordnung.

Wie es kommt, dass ein Engländer seine Landsleute Flashman und Hornblower in einem österreichischen U-Boot-Ass vereinte.

Von Sigi Lützwow

Sie hätten sich so gar nicht verstanden, der Linienschiffsleutnant Ottokar Prohaska, das habsburgische U-Boot-Ass, Träger des Ritterkreuzes des Maria-Theresia-Ordens, und Sir Harry Flashman, der höchstdekorierte Soldat ihrer Majestät Königin Victoria, Träger des Victoria Cross. Prohaska, Sohn eines tschechischen Postbeamten, ein intelligenter, ehrbarer Mensch, dient einem dem Untergang geweihten Reich, ohne den Tatsachen gegenüber blind zu sein. Flashman, von niederem Adel und ebensolcher Gesinnung, ebenfalls intelligent und hellsehtig, gleichzeitig aber feige, dünkelfhaft und

Aber die Wiener ließen es sich nicht verdrießen. Politik war ohnehin nicht massentauglich, „alles, was das Volk braucht, muss zurückstehen, weil sich die tschechischen und deutschen Nationalisten in Böhmen nicht vertragen können“, zitiert Edgard Haider die *Arbeiter-Zeitung* vom 10. März 1914. Und er betont, dass die Wiener Kommunalpolitik erst recht nicht massentauglich war: Hier herrscht ein Klassenwahlrecht, 144 der 165 Gemeinderatssitze sind denen vorbehalten, die nennenswert Steuer zahlen.

Haider: „Wien ist von einer Klassengesellschaft geprägt. Jede dieser Gesellschaften lebt abgegrenzt von den anderen – bis hin zum Hochadel, wo der Titel Baron fast einen anrühenden Charakter hat.“ Und am untersten Ende der Skala sind die Bettgänger. Tbc gilt als „Wiener Krankheit“, und ein „Ringstraßenkorso der Arbeitslosen“, die am 12. Februar gegen den Hunger demonstrieren, bleibt Einzelerscheinung.

Haider widmet dieser politischen Lage in seinem Buch verhältnismäßig mehr Aufmerksamkeit als die meisten Quellen, mit deren geschickter Zitierung er ein Bild einer Gesellschaft zeichnet, in der die Politik an den Rand gedrängt wird und die *Parsifal*-Auf-führung am 14. Jänner viel mehr

Aufmerksamkeit auf sich zieht. Und das nicht nur wegen der Freude der Kunstliebhaber darüber, dass das von Richard Wagner verhängte Aufführungsverbot endlich aufgehoben war – sondern vor allem, weil die in Wirklichkeit gar nicht so kunstsinnige Gesellschaft keine größere Sorge hatte als die richtige Kleidung zur Premiere: „Im Vestibül staut sich das Publikum, um den hereinrauschenden Glanz zu bewundern. Und es wird eine wahre Moderevue, ein Einmarsch des ganzen Geschmacks, Reichtums und Prunks, den Wien entfalten kann“, zitiert Haider *Das Interessante Blatt*.

Und in den Monaten danach: Feste, Bälle, Pferderennen, bei denen sich die ihren Untergang noch keineswegs ahnende Gesellschaft unbeschwert zeigt.

„Ihren guten Tag hatte die Herrenwelt. Das kalte Wetter machte es zur fast selbstverständlichen Pflicht, die Derbymode einzuhalten, die bekanntlich in Cutaway und Zylinder besteht. Im Gegensatz zum Vorjahre blieben die ‚Legeren‘ mit dem Sommeranzug und dem weichen Hut in der Minderheit“, konnte man etwa in der *Neuen Freien Presse* über den für ihre Leser anscheinend wichtigsten Aspekt des Rennens am 7. Juni 1914 lesen.

Denkt man doch an Krieg, dann wohl am liebsten an dessen glückliches Ende – 1914 war ja auch das Jahr des Gedenkens an den Wiener Kongress, bei dem 1814 die Welt nach den Napoleonischen Kriegen neu geordnet wurde. Man feiert das natürlich ganz unpolitisch – mit einer „Alt-Wiener Walzerjause“, ausgerichtet von der Fürstin Pauline Metternich: „Sie hat es durchgesetzt, dass man sich vom Eingang bis in den letzten Saalwinkel wirklich in dem alten lieben Wien befand.“

Und wer es sich nicht leisten konnte, zu solchen Festen zu gehen, der ging eben in den Prater. Dort hatte man das pleitegegangene „Venedig in Wien“ geschleift und stattdessen vor dem Riesenrad das durch die Stadterweiterung verlorengegangene Alt-Wien von 1814 nachgebaut. „Hier gelangt ein großes patriotisches Festspiel zur Erstaufführung“, zitiert Haider die *Reichspost*.

Zwei Jahre später wird man am selben Ort Schützengräben ausheben und Gebirgsstellungen nachbauen. Auch nur zum Schein – und zur Verherrlichung des Krieges, der 1914 unvorstellbar war.

Edgard Haider, „Wien 1914 – Alltag am Rande des Abgrunds“. € 24,90 / 301 Seiten. Böhlau, Wien 2013
www.boehlau.at



Servus, Herr Linienschiffsleutnant

verschlagen, dient nur sich selbst und ist dabei stets unverschämt und vom Glück begünstigt. Sie hätten sich nie verstanden!

Echte Brüder im Geiste sind nur Prohaska und Flashmans Schöpfer, der 64-jährige Londoner John Biggins und George MacDonald

der österreichisch-ungarischen Monarchie. Biggins ist wie Fraser nicht einfach Fabulierer. Die Lebensschilderung des Linienschiffsleutnants Prohaska ist in den historischen Hintergrund eingebettet – quasi exakt bis zur letzten Schraube von U8 samt Besatzung aus neun der elf in der Doppelmonarchie anerkannten Nationalitäten, mit dem Prohaska – eher zufällig – ein italienisches Kriegsschiff versenkt.

Das maritime Panorama erinnert an weitere britische Klassiker der historischen Novelle, an C. S. Foresters Hornblower-Romane und an die Aubrey-Maturin-Serie von Patrick O'Brian (*Master & Commander*), beide im Zeitalter der Napoleonischen Kriege angesiedelt.

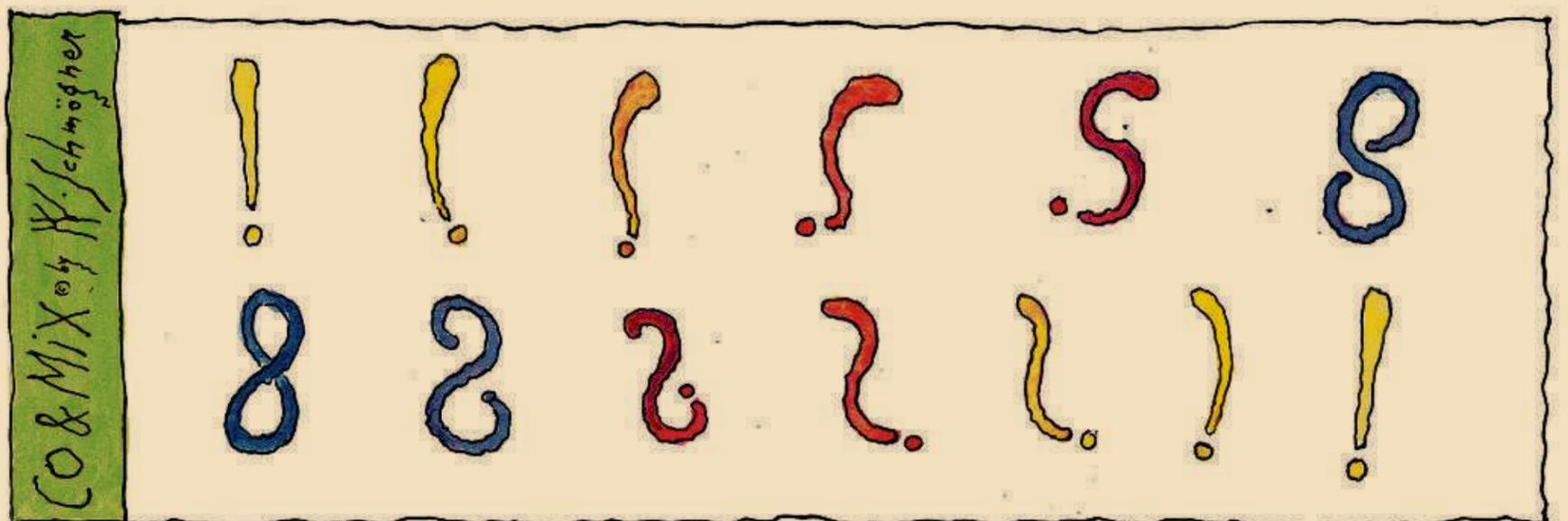
Biggins nahm vom Schaffen einer bloßen Replik Abstand, als ihm alte Fotos von Unterseebooten der k. u. k. Marine in die Hand

fielen. Und, ja, dann war da noch dieser Trapp, Georg Ludwig Ritter von Trapp, ein aus Zadar stammendes U-Boot-Ass, Ritterkreuz-Träger des Maria-Theresia-Ordens nach Versenkungen eines italienischen Kriegsschiffes, der sich von den Nazis nicht vereinnahmen lassen wollte, mit seiner Familie in die USA emigrierte, wo diese als die Trapp Family Singers berühmt und in *The Sound of Music* verewigt wurde.

Das Süßliche geht Biggins' Prohaska Novels, von denen nur die erste, *A Sailor of Austria*, in Übersetzung vorliegt, völlig ab. Aber Hermann Bahrs Sehnsucht nach „unserem blauen Meer in der Sonne“ (*Dalmatinische Reise*) lässt Biggins fühlen, als wäre er nicht an der Themse, sondern an der Adria geboren.

John Biggins, „Vivat Österreich! oder wie Linienschiffsleutnant Ottokar Prohaska beinahe unabsichtlich zum Kriegshelden Nr. 27 der Doppelmonarchie wird“. € 15,10 / 466 Seiten. John Biggins Fiction, Colchester, UK 2011

www.johnbigginsfiction.com



Manisch-depressiver Feldherr

Conrad von Hötzendorfs unheilvoller Einfluss auf das militärisch-politische Schicksal der Doppelmonarchie in einer neuen Biografie.

Von Hans Rauscher

Der Kaiser war äußerst ungehalten. Bei einer Audienz am 15. November 1911 zeigte er dem Generalstabschef seines Heeres den allerhöchsten Unmut: „Diese fortwährenden Angriffe, besonders die Vorwürfe wegen Italien und dem Balkan, die sich immer wiederholen, die richten sich gegen Mich; die Politik mache Ich, das ist Meine Politik! Meine Politik ist eine Politik des Friedens. Dieser Meiner Politik müssen sich alle anbequemen. Es ist ja möglich, dass es zu diesem Krieg kommt, auch wahrscheinlich. Er wird aber erst geführt werden, bis Italien uns angreift.“

Zwei Wochen später wurde der so Angefahrene, Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf, nochmals zum Kaiser befohlen und abgesetzt. Zum Trost erhielt er das Großkreuz des Leopold-Ordens.

Franz Joseph hatte genug gehabt vom ständigen Drängen Conrad von Hötzendorfs auf Präventivkriege gegen die Nachbarn Italien und Serbien. Der intensiv politisierende Militär, der noch dazu (zeitweilig) die Unterstützung seines ungeliebten Neffen und Thronfolgers Franz Ferdinand hatte, war ihm einfach auf die Nerven gegangen. Und: Krieg war, wie ja auch drei Jahre später bewiesen, immer noch das Prärogativ des Monarchen.

Die Aufzeichnung des kaiserlichen Zornesausbruchs stammt von Conrad selbst. Er war ein Vielschreiber, der sich auch gern in selbstquälerischen Betrachtungen übte. Ein aggressiver, von deutschnationalen Herrenmenschenideen besessener Ehrgeizling, der gleichzeitig in nervöser Selbstbetrachtung schwelgte („Tagebuch des Leidens“) und sein Privatleben mit der Weltgeschichte verknüpfte: Den Ausbruch des Weltkrieges verband er mit einem Ultimatum an seine

langjährige verheiratete Geliebte, ihn nun endlich zu ehelichen. Schon vorher verknüpfte er den herbeigesehnten Krieg mit der endgültigen Eroberung der Frau: „Die Zeiten sind ernst und das kommende Jahr wird aller Voraussicht nach den Krieg bringen“, notierte er 1908 in seinem „Tagebuch“. „Komme ich aber – was ich nur schüchtern zu hoffen wage – vom Erfolg gekrönt zurück – dann Gina, breche ich alle Fesseln, um das höchste Glück meines Lebens, um ‚Dich‘ zu erringen. Was aber, wenn die Dinge anders kommen und sich alles im faulen Frieden fortschleppt, Gina, was dann?“

Der Mann war damals 59 Jahre alt. Das militärisch-politische Schicksal der Habsburgmonarchie wurde von einem Grenz-Manisch-Depressiven entscheidend mitbestimmt. Seine Amtsenthebung wäre besser definitiv geblieben. Aber er wurde auf Drängen von Franz Ferdinand (der seine Präventivkriegspläne nicht teilte) bald wieder eingesetzt und hatte Gelegenheit, sowohl am Kriegsbeschluss wie dann am katastrophalen Verlauf des Krieges entscheidend mitzuwirken.

Der österreichische Historiker Wolfram Dornik (Ludwig-Boltzmann-Institut für Kriegsfolgenforschung Graz) hat eine faszinierende Studie über Conrad vorgelegt: *Des Kaisers Falke*. Wer war er, fragt Dornik: „Ein genialer Stratege? Ein wirklichkeitsferner Kriegstreiber? Ein Rassist, Sozialdarwinist und Antsemit? War er Getriebener

eines Systems, wie weit ging seine Handlungsfreiheit? Wie groß ist sein Anteil an der Herbeiführung des Ersten Weltkriegs? Sind ihm Fehler in der Armeeführung zuzuschreiben? Ist er für Kriegsverbrechen verantwortlich zu machen?“

Die Antworten sind durch die Geschichte und Conrads Selbstzeugnisse gegeben. Er war ein Kriegstreiber, der die Rettung der Monarchie nur durch manisch geforderte Präventivkriege sah. Er war sicher wirklichkeitsfremd, indem er verdrängte, dass der Krieg sich nicht auf Serbien beschränken ließ und mit Russland als mächtigem Gegner



Franz Conrad von Hötzendorf, Generalstabschef der k. u. k. Armee, Kriegstreiber, Rassist und gescheiterter Stratege.

Foto (1914): E. Schöfer für Postkartenverlag Brüder Kohn. Imago/picturedesk.com



zu rechnen war. Er hatte ganz sicher eine rassistische Herrenmenschenphilosophie, die mit dem Vielvölkerstaat nicht vereinbar war. Unter seinem Kommando und mit seiner Zustimmung sind in Serbien und an der Ostfront (Galizien, Ukraine) schwerste Kriegsverbrechen an der Zivilbevölkerung begangen worden. Was seine strategischen Fähigkeiten betrifft, so beging er den schweren Fehler, zunächst unbedingt „seinen“ Rachekrieg gegen Serbien führen zu wollen, während die russische

Front katastrophal vernachlässigt wurde. Aber nicht einmal Serbien konnte im ersten Anlauf besiegt werden, die Russen konnten erst in den Karpaten unter allergrößten Verlusten zum Stehen gebracht werden. Ohne die von Conrad gehasst-geliebten Deutschen wäre Österreich-Ungarn schon Ende 1914 erledigt gewesen. Wobei Conrad gegenüber der deutschen Generalität „wie der schlimme Schuljunge gegenüber dem Vorwürfe machenden Lehrer“ (ein Mitarbeiter) auftrat.

„Der Krieg stärkt ein Volk, er stählt Körper und Charakter, der Handel bringt es herab, er fördert Wohlleben, Genußsucht, Ver-

weichlichung und führt allmählich zum Verfall.“ Das blieb auch sein Credo nach seiner Absetzung durch Kaiser Karl und nach der Niederlage. Diese sozialdarwinistische Weltanschauung wurde begeistert von deutschnationalen und später Nazi-Kreisen aufgegriffen. Noch 2008 äußerte sich der ehemalige Generalstabschef Edmund Entacher verständnisvoll über den „vorbildlichen“ Offizier, der eben an Unzulänglichkeiten seines Umfelds gescheitert sei.

Wolfram Dornik, „Des Kaisers Falke. Wirken und Nach-Wirken von Conrad von Hötzendorf“. € 24,90 / 280 Seiten, Studienverlag Innsbruck 2013

Chroniken (un)vermeidbarer Ereignisse

Wäre der Untergang der Monarchie vermeidbar gewesen? Den Verlauf der Ereignisse zeichnen zwei Bücher minutiös nach.

Von Gregor Auenhammer

„Ein gutes Omen für das neue Jahr bedeutet der Abschluss des alten. Mit erneuter Zuversicht blickt man der Tätigkeit des Parlaments entgegen, das in den letzten Tagen des alten Jahres sich von den gefährlichen Fesseln der Obstruktion befreite“, huldigte das regierungsnaher *Wiener Fremdenblatt* dem 1. Jänner 1914. Sogar eine Steuerreform stellte man in der Neujahrsausgabe in Aussicht. Die Menschen in Berlin, Wien, Budapest, Petersburg, London und Paris begingen voller Zuversicht Neujahr. Erschreckend passend sollte Arthur Schnitzlers Silvesterlektüre das Jahr einläuten: *Der große Krieg in Deutschland* von

Richarda Huch. In Anschluss daran weilte Schnitzler beim Roulette. „Ich blieb ziemlich al pari (...) Es war recht animiert.“ Zusammengetragen hat dies der Journalist Gerhard Jelinek. Anhand von Zeitungen, Notizen, Tagebucheinträgen etc. zeichnet *Schöne Tage 1914* eine Chronik der Ereignisse vom Neujahrstag bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs im August selben Jahres. Jelinek stellt die Frage, ob die Menschen geahnt haben könnten, dass das Jahr innerhalb weniger Monate zum Untergang einer Epoche, zur Veränderung der gesamten politischen und territorialen Ordnung Europas führen sollte. Politische Depeschen wechseln sich mit Theaterglossen, zeitgenössischen Rezensionen, Einschätzungen sowie gesellschaftlich Relevantem wie Mode und Etikette ab. Der gelernte Jurist, langjährige Moderator

und Leiter der Abteilung Dokumentation und Zeitgeschichte des ORF fügt die einzelnen Mosaiksteine minutiös zu einem spannenden Kaleidoskop zusammen.

Ähnlich der Ansatz des Historikers Johann János Szegö. Wobei seine Chronik einerseits enger gefasst ist und andererseits weit darüber hinausgeht. Penibel recherchiert beschreibt er in detail den Zeitpunkt des knappen Monats vom Attentat auf Thronfolger Franz Ferdinand bis zur Kriegserklärung. *Von Sarajevo bis Bad Ischl* porträtiert eingangs aber auch sämtliche Protagonisten, stellt Proponenten und die besondere geopolitische Situation in facettenreichen Dimensionen dar. In einer Ouvertüre begegnen wir dem Charme des Vielvölkerstaats, der Fratze des Nationalismus und dem nicht zuletzt darin begründeten dräuenden Unter-

gang. In einem Epilog zieht der ehemalige Präsident der Wiener Fremdenführer – echte k. u. k. Melange (geboren 1936 in Ungarn, seit 1956 in Wien verortet) – Parallelen zum Hier und Jetzt. Was haben Sarajevo und Bagdad gemein? Was George Bush und Kaiser Franz

Joseph? Analogien in Unwissenheit, Naivität, falscher, schlechter Berater und eine sich in Selbstsicherheit, gefälliger Saturiertheit, der Dämonie der Gemütlichkeit und purem Hedonismus frönende Gesellschaft liegen auf der Hand.

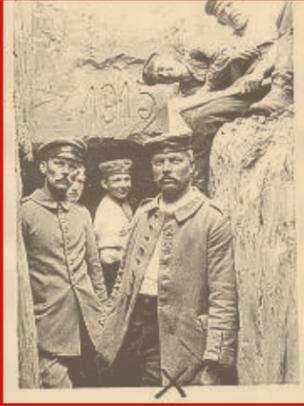
Die Kluft einer Ära der zwei Geschwindigkeiten – bedingungsloser Fortschrittsglaube und gleichsam Festhalten an überkommenen Traditionen – sieht auch Jelinek als Synonym des Verfalls. Er zitiert schließlich mahnende Rufer in der Wüste der Erkenntnis wie Bertha von Suttner, Karl Kraus, der die Konfrontation mit der Zen-



sur vermied, indem er ein Jahr lang die *Fackel* schweigen ließ, oder Hugo von Hofmannsthal, der verzweifelt wider den drohenden Krieg appellierte: „In Augenblicken wie diesen, den wir durchleben, gibt es kein gleichgültiges Handeln. Jeder ist vorgerufen, auf jedem ruhen, ohne dass er es weiß, tausend Blicke. Jetzt ist jeder mutig oder feige und also gut oder böse. Und gegen den Feigen, den Bösen ist jedes Mittel recht. Niemand steht heute gegen niemand in diesem weiten Reiche, nicht Nation wider Nation, nicht Klasse wider Klasse. Aber jeder Böse, jeder Feige muss fühlen, dass er diesen Gottesfrieden bricht.“ Memento mori. Wehret den Anfängen!

Gerhard Jelinek, „Schöne Tage. 1914“. € 23,- / 320 Seiten. Amalthea, Wien 2013. Johann Szegö, „Von Sarajevo bis Bad Ischl“. € 19,90 / 224 S., Metro, Wien 2013





Schutzbedürftig: Aber konnte die Madonna einen Mann auf einem Foto so zuverlässig erkennen, dass sie ihn im Trommelfeuer des Kriegs zu beschützen vermochte? Fotos: Einsiedeln

Was erzählen uns diese Fotos?

Feldpost ging nicht nur an geliebte Menschen, sondern auch an die schwarze Madonna in der Schweiz: über Fotomagie im Ersten Weltkrieg.
Von Valentin Gröbner

Der Poststempel November 1916: ein dicker brauner Umschlag, adressiert an den Pater eines schweizerischen Klosters, mit einer rätselhaften Aufschrift: „Krieger-Fotografien“. Darin Dutzende von Porträts – elegante adelige Offiziere, gepflegte Bürger in Zivil, Verletzte in Lazaretten und einfache Bauernsöhne in nicht immer perfekt sitzenden Uniformen. Warum schickt ein Kloster in Südtirol während des Ersten Weltkriegs stapelweise Fotos von Soldaten in die Schweiz?

Die Bilder waren an die „schwarze Madonna“ im Inner-schweizer Benediktinerkloster Einsiedeln gerichtet – ein wunderwirkendes Gnadenbild aus dem späten Mittelalter, im 19. Jahrhundert Ziel großer organisierter Wallfahrten. Im Klosterarchiv liegen heute mehr als 3000 solcher Fotos aus dem Ersten Weltkrieg. Sie wurden versehen mit der ausdrücklichen Bitte, sie direkt neben oder vor das wunderwirkende Marienbild zu platzieren, damit der auf dem Foto abgebildete Soldat unter dem Schutz der Muttergottes unverseht aus dem Krieg zurückkehre.

Die Madonna war neutral: Deutsche Soldatenfotos liegen in den Schachteln im Einsiedler Archiv einträchtig neben Italienern, Franzosen und einzelnen Engländern, Belgiern und Amerikanern. Ein beträchtlicher Teil der Fotos – etwas mehr als ein Drittel – kommt aus Österreich: Aus Vor-

arlberg haben ganze Dörfer die Fotos ihrer eingezogenen Soldaten zur Einsiedler Madonna geschickt, ebenso aus Tirol und aus dem Trentino.

Auffällig ist die scharfe Begrenzung auf die beiden westlichen Bundesländer des heutigen Österreich: Mit Ausnahme einer Handvoll Fotos aus Linz, Wien, Prag, Budapest und Czernowitz ist der Rest der Donaumonarchie in Einsiedeln nicht vertreten.

Offizielle Porträtfotos in Uniform, häufig von Fotografen in oder bei der Kaserne hergestellt, finden sich ebenso wie Fotopostkarten von Schnappschüssen hinter der Front und privaten Porträts in Zivil. Sie machen ein erstaunlich breites soziales Spektrum auf: Teure großformatige Atelierporträts von Fotografen, die in Wien, Berlin und London für hochadelige Kreise arbeiteten, bis hin zu billigen Papierabzügen und daumen-nagelgroßen Schnipseln aus Gruppenaufnahmen, die arme Bauern und Fabrikarbeiter zeigen.

Also katholische Bildmagie? Eine österreichische Gräfin schickte sorgfältig in mehreren Tinten bemalte und beschriftete Fotos ihrer Angehörigen an die Madonna; andere fertigten sorgfältig komponierte Gruppenbilder als Collagen an. Andere Fotos mussten dagegen erst auf den einzelnen schutzbedürftigen Soldaten zugeschnitten werden, im Wortsinn: Was für die Versendung an die Einsiedler Madonna nicht passte – falsche Freunde? Damen? Bräute? – kam unter die Schere.

In den erhaltenen Briefen zu den Fotos und auf den Fotos selbst vermischen sich direkte Anrufungen – „Maria te protegat!“ – mit Bitten an ihre irdischen Untergebenen. Ein gewisser August Bernauer, „Vater von neun Kindern und zur Zeit in Russland“, wie er auf der Rückseite des Fotos notierte, wandte sich Mann zu Mann an den Klostersvorsteher: „Hochwür-

diger Herr Abt“, schreibt er, „hätten Sie vielleicht noch ein Plätzchen für mich in der Gnadenkapelle?“

Andere Briefe nehmen den Ton von strengen Anweisungen an: „15 Franken für drei Totenmessen und zwei Messen am Marienaltar. Lege noch eine Fotografie bei, die Sie unter den Schutze Mariens tun werden.“ Die besorgte Mutter sandte dessen aufwändiges Foto mit der Widmung „alla mia buona e cara mamma“, gewissermaßen an beide Mütter gleichzeitig gerichtet. Wieder andere schickten Kinderfotos erwachsener Soldaten: aus der Überlegung, die Madonna (die ja schließlich selber Mutter ist) mit Kinderfotos besonders wirkungsvoll zu rühren.

Explizit wird in den erhaltenen Briefen das Konzept eines Tauschs: Man gab ein Bild, um einen lebendigen Körper wiederzubekommen. Das Einsenden der Porträts der bedrohten Soldaten, um sie zu beschützen, dokumentiert nicht nur einen festen Glauben an die Macht der Muttergottes, sondern auch mindestens ebenso festen Glauben an das Medium Fotografie und an eine himmlische Registrierungsbürokratie. Denn ihr musste – wie ihren irdischen Gegenstücken bei Bittbriefen und Eingaben – möglichst sorgfältig mitgeteilt werden, um welche Person es denn gehe.

Manche Einsender stellten die besonderen Verdienste der dem Schutz der Muttergottes Anempfohlenen unübersehbar heraus. „Zwei angehende Theologiestudenten“, steht auf der Rückseite eines Bildes; zu dem Kreuz ist vermerkt: „Schon in Tübingen!“

Die Einsiedler Soldatenfotos sind deswegen auch ein Stück Geschichte des Identifizierens. Konnte die Madonna einen einzelnen Mann auf einem Foto so zu-

verlässig erkennen, dass sie ihn auch im Trommelfeuer des industrialisierten Kriegs effizient zu beschützen vermochte? Viele der Bilder zeigen nicht einen, sondern mehrere Soldaten in Gruppenbildern. Derjenige, den die Muttergottes beschirmen soll, ist hervorgehoben; durch Kreuze oder einen hinzugefügten Vornamen – schließlich sollte die Madonna den Richtigen beschirmen.

Fotos halten etwas fest

In denselben Monaten, in denen die ersten Soldatenfotos bei der schwarzen Madonna von Einsiedeln ankamen, wurde überall in Europa ein seit fast fünfzig Jahren abgeschafftes altmodisches Ding über Nacht wiederbelebt: der Reisepass. Im letzten Drittel des

19. Jahrhunderts hatten die meisten europäischen Länder auf den Zwang zum Ausweis verzichtet. Bei Kriegsausbruch 1914 wurde er sofort wieder obligatorisch gemacht. Obwohl die Kriminalisten zunehmend davon abgekommen waren, Verdächtige durch Fotos identifizieren zu wollen (schließlich stand ab dem Beginn des 20. Jahrhunderts der zuverlässigere Fingerabdruck zur Verfügung), wurde am Beginn des Ersten Weltkriegs das neue Identitätsdokument zum ersten Mal mit einem Passfoto ausgestattet. Wie die frommen Angehörigen der Soldaten auf den Einsiedler Bildern glaubten auch die Bürokraten an die Macht der Fotografie.

Was dokumentieren diese Fotos eigentlich? Wenn es eine Lieblingstechnologie des magischen Denkens in der Moderne gibt, dann ist es die Fotografie. Auf den Rückseiten vieler Porträts in den Einsiedler Archivschachteln finden sich Aufschriften, die Sicherheit, Beständigkeit und Wiederholbarkeit qua Abbild suggerieren. Sie stammen aber nicht von

den frommen Angehörigen der Soldaten, sondern von den kommerziellen Produzenten dieser Bilder. „Diese Platte bleibt für Nachbestellungen aufbewahrt“, versprach das Fotoatelier Ranzenberger aus Mainz seinen Kunden; „Nachbestellungen bis Lebensgröße“ versicherte dessen Münchner Kollege. Ein Fotohaus in Schaffhausen trug das Versprechen gleich im Namen: „Wiederkehr“.

Fotografieren ist immer auch die magische Verheißung, die Zeit anzuhalten: Fotos sind Sehensgegenstände, die einer psychischen Zeit materielle Form verleihen. Sie halten etwas fest, was eigentlich schon in der Zeit verschwunden ist. Darauf beruhen die starken Wirkungen, die sie auslösen können: ein Versprechen auf die Wiederholbarkeit fragiler lebendiger Körper – fragil und vergänglich, weil lebendig – durch ihre Fixierung auf lichtempfindlichen Silbersalzen auf kleinen viereckigen Stückchen Karton oder Papier.

Ganz wie die besorgten Angehörigen der Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg bewahren wir ja selber vorzugsweise Fotos von Dingen und Personen auf, die uns auf Dauer unverfügbar sind. Haben wir deswegen alle diese Bilder unserer Liebsten in der Brieftasche, auf dem Schreibtisch und an der Wand hängen?

Valentin Gröbner, geboren 1962 in Wien, ist Professor für Geschichte an der Universität Luzern. Zuletzt erschien von ihm: „Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung“, Konstanz 2012.

Im Rahmen der Tagung „Politik der Sinne“ zum Ersten Weltkrieg hielt Gröbner am 21. 11. 2013 einen Vortrag zum Thema

am Internationalen Forschungszentrum für Kulturwissenschaften (IFK) in Wien.

Siehe links: Fotografie ist eine Zeitmaschine. Der Autor nach seiner Pensionierung im Jahr 2027. Foto: privat



GESCHÜTTELT, NICHT GERÜHRT

Von Julya Rabinowich



Von der passenden Wortwahl – und deren Bedeutung.

Einerseits freut es, dass das Thema Gewalt gegen Frauen kein geheimes, verpöntes, kein sozusagen verschämt hinter der vorgehaltenen Hand verstecktes Thema mehr ist. Es freut, dass auch Männer bei der Benefizveranstaltung für die österreichischen Frauenhäuser und die Frauenhelpline im Volkstheater Wort ergriffen. Gut, wenn alle gemeinsam an einem Strang ziehen und das Signal, dass diese Gewalt inakzeptabel ist und von der Gesellschaft auch nicht toleriert wird, deutlich ausgesendet wird. Das Wissen um die Hilfsangebote ist weit verbreitet, es gibt Fortbildungen bei der Polizei. Unverzichtbar ist auch die Sensibilisierung in Kindergärten, Schulen, Spitälern. Auch was sexuelle Ge-

walt an Buben und Männern anbelangt. Der Fall Fritzl, der ebenso wie der Fall Kampusch in seiner Heftigkeit so gut wie alle österreichischen Fälle in den Schatten stellt, wäre ohne die behandelnden aufmerksamen Ärzte, die rechtzeitig Alarm schlugen, vermutlich niemals oder – für die Opfer mit unabsehbaren Folgen – viel später aufgefliegen. Das Wort gestaltet die Wirklichkeit – immer wieder.

Umso bedeutungsvoller die Wortwahl bei sexuellen Straftaten und Gewaltverbrechen: in Behörden, aber vor allem in Medien, die sensible Informationen verbreiten. Die Benennung der Tat, die Benennung von Opfer und Täter ist eine Art erste Diagnose und erste Konfrontation

des Opfers mit der Außenwelt, die auf das Erlebte reagiert. Ist dieses minderjährig, gilt es, noch behutsamer zu sein. Dem Opfer kann allein durch die Wortwahl eine Mitverantwortung, sogar Hauptverantwortung zugewiesen werden: manchmal bewusst, meist ohne diese Absicht, aber nichtsdestotrotz. Wer bei einer Vergewaltigung von Sex spricht, verharmlost das Geschehen. Sex beruht auf Einverständnis, auf einer Übereinkunft, auf gegenseitiger Lust. Eine Vergewaltigung beruht auf einem Machtgefälle und der Lust an der Erniedrigung, diese Lust ist nicht wechselseitig, sondern einzig und allein dem Täter vorbehalten. Er bestimmt über Wohl und Wehe seines Opfers. Dass viele Sexual-

straftaten lächerlich gering geahndet werden, während für die Betroffenen ein Teufelskreis über eine wesentlich längere Zeit in Gang gesetzt wird, ist nach wie vor problematisch. Dass Selbstbewusste, die unserer Vorstellung des sich schamhaft in ein dunkles Eck zu verziehenden Opfers widersprechen, oft mit Häme, sogar mit Beschuldigung konfrontiert sind, ebenfalls. Schwerer sexueller Missbrauch und Vergewaltigung sind kein Sex und können kein Sex sein, sondern nur ein Akt von Gewalt und Manipulation. Wir bezeichnen Mord auch nicht als „passive Entgleisung der Lebensfunktionen“ und schwere Körperverletzung nicht als „körperliche Meinungsdissonanz“.



Veränderungen aus Not, weniger aus Einsicht

Die katastrophalen Auswirkungen des Weltkriegs führten im Arbeitsleben zu rigorosen Metamorphosen. Aufgrund des Arbeitskräftemangels stieg der Anteil der Frauen unter den Erwerbstätigen dramatisch. Aber auch soziale Errungenschaften nahmen ihren Ursprung.

Gregor Auenhammer

Wir gewöhnten uns an das Ungewöhnliche. Es war ein hastiges Sich-Gewöhnen. Gleichsam ohne es zu wissen, beeilten wir uns mit der Anpassung, wir liefen geradezu Erscheinungen nach, die wir hassten und verabscheuten. Wir begannen unsern Jammer sogar zu lieben, wie man treue Feinde liebt. Wir vergruben uns geradezu in ihn. (...) Wir hatten alle Stand und Rang und Namen, Haus und Geld und Wert verloren, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft“, resümierte Joseph Roth in seinem historischen Roman *Die Kapuzinergruft*.

Erlebte Wien als Hauptstadt der k. u. k. Monarchie in der goldenen Ära des Fin de Siècle mittels einer dynamischen Industrialisierung eine rasante Entwicklung, so wurde vor allem die urbane Ökonomie ab der letalen Proklamation „An meine Völker“ vom August 1914 schwer getroffen. Einige Zahlen (jüngst veröffentlicht von Wirt-

WIE WIRKT 1914 NACH?



schaftsforscher Felix Butschek in der monumentalen Publikation *Im Epizentrum des Zusammenbruchs*) verdeutlichen die fatale Dramatik. Um 1870 entfiel nur die Hälfte des Bruttoinlandsprodukts auf städtische Gebiete, 1910 bereits zwei Drittel. 1869 zählte man in Wien 901.000 Einwohner, 1910 über zwei Millionen. Ein großer Teil der Industrie war in Wien und Umgebung angesiedelt. Das positive Wachstum endete abrupt. Das BIP in der österreichischen Reichshälfte sank von 596 Kronen je Einwohner Anno Domini 1913 auf 60 Kronen 1918.

Die lang andauernde kriegerische Auseinandersetzung, die vernachlässigte Rüstung und damit einhergehende Inferiorität der österreichischen Truppen führte rasch zu extrem gravierenden demografischen Veränderungen. Der akute Arbeitskräftemangel – ganze Jahrgänge waren eliminiert worden – wurde durch eine Verlagerung der Frauen Richtung Produktion, Industrie kompensiert.

Die Eingliederung von Frauen in den Arbeitsprozess gewann vor allem in Wien an Relevanz. Lag beispielsweise der Frauenanteil bei der „Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt für Wien und Niederösterreich“ 1914 noch bei 14 Prozent, stieg er bis 1917 auf knapp 40 Prozent. Extremere die Quote bei der Wiener Städtischen Straßenbahn: von null Prozent vor Kriegsausbruch auf über 50 Prozent 1918. Und trotz einer Arbeitslosenrate von nur 2,3 Prozent 1918 herrschte akuter Arbeitskräftemangel, sank doch die Zahl der unselbstständigen Beschäftigten



Foto: Bildarchiv Austria / Österreichische Nationalbibliothek

Sie arbeiteten, er passte auf, dass alles so lief wie von oben erwartet: Im Bild ein österreichischer Offizier und Arbeiterinnen in einer militärisch besetzten Seidenspinnerei in Oberitalien, Sommer 1918. Die von den Arbeiterinnen erzeugten Produkte, aber auch Rohstoffe aus den eroberten Gebieten wurden von den Besatzern als Beutegut abtransportiert.

von 2.190.000 anno 1913 auf 1.726.000 bei Kriegsende. Und das trotz der aktiven Eingliederung von Frauen in den Arbeitsprozess.

Gravierende Mängel in der Versorgung sowie das Fehlen an Nahrungsmitteln und Heizmaterial bargen naturgemäß wirtschaftlichen wie auch sozialen Sprengstoff in sich. Nach der anfangs patriotischen Mobilisierung fanden im Zuge des Krieges fundamentale Wandlungen im Selbstverständnis und – auch in kommunaler Einschätzung und Wertschätzung – der Position der Arbeitnehmer statt. Maßgebliche Grundlagen für soziale Leistungen fanden hier ihren Ursprung. De facto ging die Arbeiterschaft gestärkt aus dem Krieg hervor. So fanden – aufgrund von Streikdrohungen und einer Politik der Stabilisierung, des wechselseitig duldbaren „Burg-

friedens“ – Gewerkschaften und Belegschaftsvertreter Einzug in betriebliche und wirtschaftspolitische Körperschaften. Erwähnt seien beispielhaft eine paritätische Kommission zur Arbeitsvermittlung, Beschwerdekommisionen und – nach dem Krieg – in einer Art „sozialpolitischer Gründerzeit“ Gesetzgebungen wie die Durchsetzung des „Acht-Stunden-Tages“, sozialer Krankenfürsorge, des Urlaubsanspruchs von einer Woche (sic!) pro Jahr, einer Arbeitslosenversicherung und erster Kollektivverträge.

Joseph Roth, der sensible Seismograf, erkannte dieses Phänomen – und die Gefahr rechtspopulistischen Revanchismus – bereits frühzeitig. In seinem visionären, 1923 in der Wiener *Arbeiterzeitung* publizierten Fortsetzungsroman *Spinnennetz* beschrieb er die

unselige Melange aus Fatalismus, Borniertheit, Aggression und Lebensunfähigkeit, die aus der Entwurzelung und dem Fehlen einer positiven Ideologie und Weltanschauung, aus Negation entstand.

Wenngleich die Veränderungen eher aus Not, weniger aus Einsicht, ins Rollen kamen, bedeuten sie dennoch eine Zäsur im österreichischen Wirtschafts- und Sozialleben. Sowohl Wertschätzung der Arbeitnehmer – als wesentlicher Faktor der Produktivität – an sich als auch der Frauen abseits von Hilfstätigkeiten und minderwertig eingeschätzter Berufssparten bedeuten einen Meilenstein in Richtung weiblicher Unabhängigkeit. Vorerst wirtschaftlicher, später sozialer und gesellschaftspolitischer Natur. Relevante Zeichen langsamer Demokratisierung und Gleichberechtigung.

INHALT

- Serie: Bessere Lehre**
Cortis Nährwert und Sudoku Seite K 10
- Spaßfaktor:** Was der Job Jungen bieten soll Seite K 13
- Ältere Belegschaften:**
Hilfe für bessere Gesundheit im Job Seite K 14
- Jobsplitter** finden Sie auf Seite K 8



Amrop Jenewein

In den letzten Jahren hat sich das Verhalten unserer Kunden stark geändert. Für uns als Versicherung ist es daher nicht nur wichtig, zu überlegen, welche Produkte wir unseren Kunden zu welchem Preis anbieten, sondern vor allem auch über welche der immer spezifischer werdenden Vertriebskanäle. Wir denken dabei nicht nur an Kooperationen innerhalb der Finanzwirtschaft, sondern zunehmend an branchenfremde, im Speziellen auch an Kooperationen mit dem KFZ-Bereich. Für den Aufbau dieses Vertriebskanals für unser Headquarter in Wien suchen wir einen

Head of Car Dealer Channel (m/w) Internationale Versicherungsgruppe

Direkt unserem Vorstand unterstellt, sind Sie in dieser strategisch wichtigen Position von Wien ausgehend für die Entwicklung und langfristige Etablierung unseres gesamten Car Dealer Channels in der CEE-Region verantwortlich. Sie werden dabei sehr nah mit den relevanten KFZ-Herstellern zusammenarbeiten, Kooperationen aufbauen sowie für diesen Vertriebskanal die Business-Pläne unserer CEE-Tochtergesellschaften verantworten. Sie verhandeln mit Herstellern globale Verträge und schüren dabei „moderne Packages“. Für diesen Vertriebskanal sind Sie erster Ansprechpartner bei uns im Haus.

Unser Kunde bietet abhängig von beruflicher Qualifikation und Erfahrung eine attraktive Entlohnung bestehend aus einem fixen Jahresgehalt ab EUR 100.000 brutto und einer leistungsbezogenen variablen Vergütung.

Amrop Jenewein, Dr.-Karl-Lueger-Platz 5, 1010 Wien, MMag. Silvia Ressler T 01/403 08 28-88 E silvia.ressler@amropjenewein.at W www.amropjenewein.at